Bornhausen

Gottes-frieden

WTH

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübin

Paul Jaeger:

Zur Ueberwindung des Zweifels.

(Lebensfragen, herausgegeben von Professor D. H. Weinel.)

8. 1905. M. —.90.

„Ich glaube keinen Tod....“

Gedanken beim Heimgang unserer Lieben.

Fünfte, unveränderte Auflage.

Klein 8. 1918. M. —.80.

Innseits.

Zur Verständigung über die Jenseitsfrage.

Klein 8. 1917. M. 1.20.

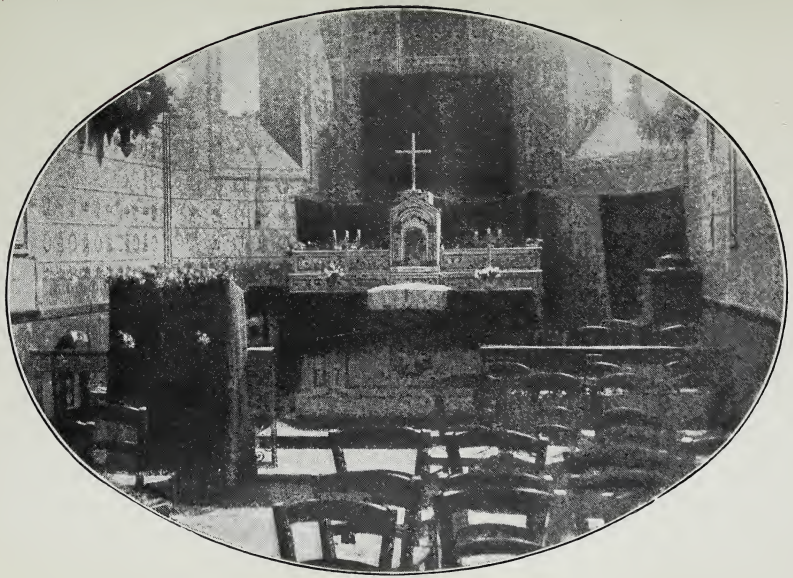
Vom Sinn des Lebens.

Briefe an einen Konfirmanden.

Klein 8. **1919.** ca. M. 5.50.

20% Verleger- und 10% Sortimenter-Teuerungszuschlag.

Reden über Religion aus Krieg und Gefangenschaft.



Kapelle im Kloster Notre Dame de Mougères.

Gottesfrieden

Reden über Religion
aus Krieg und Gefangenschaft

von

Karl Bornhausen,
Professor in Marburg

Mit einer Abbildung.

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1919

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

940.9101
B645g

26 S 21 Tōmari

Inhalt.

	Seite
Mein Schicksal und sein Sinn	1
Soldatenglaube	8
Das Geheimnis des Opfers	14
Der neue Lebensweg	24
Die Freiheit des heiligen Geistes	39
Der Trost des Leids	53
Die Sendung Jesu	70
Der Ausgang des Lebens Jesu	86
Der Segen vom Tode Christi	90
Osterfreude	104
Sieg der Liebe	109

Gen war. 21 F21 St.44

457799

Den Toten

aus dem I. Bataillon des 9. Bad. Infant.-Regiments Nr. 170

zum Gedächtnis,

den kriegsgefangenen Kameraden in Frankreich

zur Erinnerung.

Mein Schicksal und sein Sinn.

„In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

Es gibt Worte von so unsagbarer Kraft und unfaßbarer Wahrheit, daß die Seelengeschichte ganzer Zeitalter und Menschengeschlechter um ihre Tiefe kreist. So muß das heilige Versprechen, das die Not und Hoffnung Tausender von Menschenherzen in dieser Zeit einschließt, über den schwermütigen Gedanken stehen, die das Schicksal eines einzelnen erweckt hat. Religion ist und bleibt auch in der Zeit der Massenwirkungen und der Organisationserfolge ursprünglich verwurzelt in die Einzelseele. Sie gehorcht dem unverrückbaren Gesetz, das der größte Meister des Glaubens verkündete, der Zugehörigkeit jedes Menschen zu Gott.

Diese Zeilen sollen nun von Religion in Kriegsnot berichten: also müssen sie vom einzelnen eigensten Erleben erzählen. Daher fügen sie sich notwendig zusammen zu einem Buch vom Ich. Der gemütvolle Leser in der Heimat wird begreifen, daß es ein hartes Opfer ist vom Ich zu schreiben; aber es geschieht um der Leidensgefährten willen, die sich freiwillig mit mir zu einem Wir vereinigten.

Mir und manchem Getreuen hat sich im Krieg die bittere Einsicht aufgedrängt, daß Gott als Herr der Geschichte und

als unser Vater den Menschenkindern in ihrem Eigenwillen und in ihrem Glauben an innerweltliche Schöpfungskräfte vollen, freien Spielraum läßt, sich von ihm zu entfernen und auf ihren selbständigen Lebensfahrten Schiffbruch zu leiden. Ja als die ganze christliche Völkerwelt in der Arbeit am Gottesreich zu feiern begann, hat der Herr manche seiner alten Arbeiter im Weinberg entlassen, damit sie erkennen, wie wehe Gottesferne tut. Nach diesen Jahren wird einmal, so sehr wir uns vor diesem Geständnis sperren mögen, ein ernster tiefblickender Chronist über den Weltkrieg schreiben: Es kam Finsternis über alle Völker und war gottlose Zeit.

Als ich in den ersten Tagen des Kriegs gegen den Feind ins Feld zog, habe ich die Entlassung aus der Arbeit Gottes, die ich ahnend empfand, nicht angenommen, unter keinen Umständen. Aber furchtbare seelische Kämpfe der ersten Kriegsmonate haben die Wahrhaftigkeit von mir selbst verlangt, daß ich ihr Bestehen erkennen mußte. Welches Opfer konnte groß genug sein, die Kluft zwischen dem schauerlichen Kampfleben des Soldaten und seiner Sehnsucht als Christen herzustellen? Die Forderung unserer Religion lernt der Soldat begreifen an den offenen Gräbern seiner Kameraden. Ich habe ihr zuerst Ausdruck geben dürfen am Grab eines edlen auf dem Schlachtfeld gewonnenen Freundes, dessen Name hier stehen muß. Oberlehrer Dr. Friedrich Stritt aus Konstanz, der als kriegsfreiwilliger Krankenträger am 27. Dez. 1914 bei Auchy in Nordfrankreich fiel, wird in der überlebenden deutschen Jugend, deren Führer er war, unvergessen bleiben [1]).

Mein Tagebuch vom 29. Dez. sagt: „Um 1/2 12 Uhr

1) Vgl. „Bodenseebuch" 1916 S. 104—112 3. Jahrg. Verlag Reuß u. Itta, Konstanz, ferner unten S. 21.

beerdige ich Stritt; ich lese den 90. Psalm und rede über v. 16 „Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern". Ein schwermütiges Kriegsgedicht [1]) gibt mir die Form für den Inhalt meines langen inneren Suchens:

Verstehst Du wohl, was dort geschrieben stand?
„Fürs Vaterland —
Er fiel fürs Vaterland."
Verstehst Du auch? — Schreib drunter: „er verblich
Für Dich, für mich."

O gelbes Feld, o kampfdurchwühlter Sand!
Fürs Vaterland —
Wer fiel fürs Vaterland?
O zählt nicht mehr! Zu mächtig schwillt von Blut
Die heilige Flut.

Ein Kreuz, erhöht von unsichtbarer Hand
Ragt hoch ins Land
Weit, weit ins Vaterland!
In seinem Schatten ahnt ihr, was geschah
Auf Golgatha.

Hinter der zerschossenen Kirche von Auchy betten wir ihn neben Kameraden und zwei Frauen, die gestern von einer französischen Granate erschlagen wurden. Der Himmel ist hell, und in mein Reden mischt sich der Kanonendonner. Eine seltsame Gottesruhe kommt über mich. Man erlebt hier „die letzten Dinge" mit einer Gültigkeit und Einfachheit, daß man vor ihrer Größe still und fest wird."

Also doch Gottesruhe? Ja, aber nur weil sie aus der Erkenntnis letzter Dinge hervorquillt. Sie enthält schon den Ansatz zum entscheidenden Entschluß. Für mich war es inner-

1) Von Johannes Heinzelmann in „Agende für Kriegszeiten" III von Arper und Zilleſſen, Göttingen 1915 S. 101.

lich die Ruhe vor dem Sturm, den äußerlich die Januar-Februar-Angriffe 1915 über mich und meine Umgebung brachten. Mit dem eigenen Tod wird der Christ fertig, mit dem Tod der Seinen, die er selbst in den Tod schicken muß, niemals. Ein Toter nach dem anderen sinkt schwer auf seine Verantwortung: wie mancher gehorchte nur, weil er Dir traute, weil der Befehl von Dir kam. Und nun ist er doch tot, erfolglos geopfert; er wird sein Leben von Dir fordern. Ich erinnere mich der entsetzlichen Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1915: neunzig vorzüglichste Soldaten mit zwei Zugführern hatten wir zu einem Nachtangriff ansetzen müssen. Noch sehe ich die dunkeln Gestalten rasch und entschlossen aus dem Graben schlüpfen; dann ein kurzes Feuergefecht und Stille. Hoffnung, aufkommende Sorge, Angst, Verzweiflung folgen in meiner Seele während der langsam kriechenden Nachtstunden. Und der grauende Morgen zeigt uns vor unserem Graben ein Leichenfeld: vierzig treue Kameraden lagen dort zuhauf, die übrigen verschollen, verkommen beim Feinde. Da habe ich in meinem Erdloch bitterlich geweint über mein Geschick, das überleben zu müssen; und ich empfand dieses Elend der Gottverlassenheit nicht allein. Zugleich ging mir die christliche Einsicht auf, daß man als Nachfolger Jesu in solchem Tun und Lassen sein Leben verwirkt hat. Nur der Entschluß, in diesem Sterben nicht überleben zu wollen, kann uns wieder in die Nähe Gottes und des Heilands bringen.

Daher war es klar, was ich in der einzigen Predigt, die ich meinem Bataillon halten konnte, zu sagen hatte. Der Christ muß als Krieger sterben, wenn nicht leiblich, dann seelisch: denn er kann und darf unter den im Krieg aufgezwungenen Bedingungen der Gottverlassenheit sein Dasein

nicht mehr fristen; ein Todeserlebnis, ein neuer Seelengewinn muß ihn näher zu Gott bringen. Der Schluß dieser Predigt[1]) ist bitter ernst und wahrhaftig gemeint und erprobt: keine Mystik, sondern reine Religion. Sterben wollen, um zur Erlösung zu kommen. Geheimnis des Opfers; Entsühnung.

Ich habe das Opfer bringen dürfen, wenn auch Gott es in seinem unerforschlichen Ratschluß nicht annahm. Als in der Heimat einige Leser die gerade am 10. Juni 1915 veröffentlichte Predigt lasen, lag der Prediger verblutend in dem von den Franzosen eroberten Schützengraben. Und während der Leib einen zwölfstündigen verzweifelten Todeskampf durchhielt, wachte der Geist in seltsamer Hellsichtigkeit über der Erkenntnis des Opfers und erlebte in der völligen Menschenverlassenheit endlich die Gottesnähe. In das mir wunderbar neu gewährte Leben aber fügte sich zugleich die letzte schwerste Last: mein treuer Bursche Franz Keßler folgte mir freiwillig in die Schlacht und starb für mich; vor meinen Augen leicht verwundet, gefangen und weggeführt ist er in Frankreich namenlos gestorben und verschollen[2]).

Nun hätte das Neue Leben in herrlicher Gottgewißheit kommen können. Aber eine Auferstehung erleben ist wohl niemals leicht: sie enthält zuviel Forderungen an die sehr geschwächte Menschenkraft. Wie viel mehr, wenn das zarte kostbare Lebensgeschenk, das man kaum zu ergreifen, zu begreifen vermag, durch Haß und Menschenverachtung befleckt wird. Das hat der böse Feind getan. Zweimal in meiner schweren langen Genesung haben mich die grausamen Hand-

1) S. 23 f.
2) Vgl. unten S. 36 f.

langer französischer Gefangenenverfolgung wieder an den Rand des Grabes gebracht, beide Male auf den rohen und verfrühten Transporten. Und auf der tage- und nächtelangen Fahrt durch Frankreich, die ich sitzend in einem Wagenabteil III. Klasse zurücklegen mußte, stieg dem Fiebernden in die gesteigerte Bewußtheit der Idealgedanke: ob Du jetzt nicht Deinen gefangenen Brüdern Tröster, Prediger sein könntest.

Dieses schöne Los ist mir dann von meinen treuen Kameraden gegeben worden, nicht von der französischen Regierung, die sich nur sehr langsam, widerwillig und zu meinem persönlichen Schaden meiner geistlichen Autorität fügte. Im Spital Weihnachten 1915 verbot man mir jede Rede zu den Mannschaften: etwa 400 schwerverwundete Deutsche haben in Rochefort s. M. damals kein freundliches Weihnachtswort gehört. In welchem seelischen Elend ich mit meinen vier Leidensgefährten diese Tage verbrachte, vertraue ich der Schrift nicht an.

Nach neunmonatlichem Lazarettaufenthalt, in dem der Geist nur kümmerlich sein Dasein fristete, kam die Rückkehr in eine größere wertvolle Lebensgemeinschaft. Ein Kloster Südfrankreichs nahm mich in seine weltvergessenen Mauern auf: und doch war es ein gesegneter Ort für Lebenserneuerung. Auf Wunsch und Bitte der Freunde zog ich dort in der kleinen Kapelle am Ostersonntag 1916 die Lebenssumme des Gefangenen, in seinem Zwischendasein zwischen Tod und Leben, und setzte das neue Ziel. Ich habe dann nicht nur in den von einem trefflichen Streichquartett und Männerchor unterstützten Gottesdiensten die religiöse Vertiefung und Stärkung unserer Gemeinschaft, in der Protestanten und Katholiken sich zusammenschlossen, gesucht. Sondern in einer mit anderen unternommenen Vortragsarbeit wurde die religiöse Gedanken-

welt auf den Boden der allgemeinen Geisteskultur gestellt. Ein geregelter Fortschritt hat mich da von Vorträgen über das Wesen und den Wert der Dichtkunst zu den philosophischen Schriften Schillers, dem II. Teil von Goethes Faust, Schleiermachers „Weihnachtsfeier", der Religion unserer Klassiker und endlich zur Darstellung von Jesu Leidenszeit geführt. Nach dem wundervollen Ausklang im Pfingstfest 1917, das über alle Gefangenennot sieghaft sich erhob, schien sich durch Lagerwechsel mein Schicksal ganz zum Uebeln zu wenden; aber eine gütige Fügung entriß mich vor Tausenden Leidensgefährten dem Gefangenschaftselend und führte mich über eine Schweizerholungszeit in die Heimat zurück.

Mein Schicksal könnte nun den Eindruck erwecken, als ob sich die Kriegsgefangenschaft leicht innerlich fruchtbar gestalten ließe. Dabei wird aber die riesige Masse von Widerständen unterschätzt, die sich aus dem jahrelang fortdauernden Kriegszustand des wehrlosen Gefangenen gegenüber seinen alle geistigen Zerstörungs-, Entmutigungsmittel gebrauchenden Feinden ergibt. Auf die Länge der Zeit hin ist unter solcher Versklavung die Einhaltung geistiger und religiöser Höhe nicht möglich. Daher erwartet der Gefangene auch mit rührender Sehnsucht das neue Leben von der Rückkehr in die Heimat[1]), während er doch die entscheidende Lebenswende erfuhr, als er durch die Feindeslinien und tausendfache Todesgefahr in Gefangenschaft geriet. Sehr Wenigen ist es möglich, diesen inneren Gewinn lange festzuhalten. In unserer Gemeinschaft war die geistige Lage besonders glücklich und dadurch die Fähigkeit zur Ausdauer erhöht: gebildete Männer

1) Vgl. „Zu neuem Leben" und „Religiöse Gedanken in der Gefangenschaft" von einem Kriegsgefangenen. Verlag Gebr. Reichel, Augsburg 1918.

aller Stände traten sich mit großer Gemütsoffenheit und einem ernsten Willen zur Lebenserneuerung nahe. So entstand eine ganz ideale Männergemeinde, der in der Religion unbedingte Wahrhaftigkeit und auch schwere Gedankengänge zugemutet werden mußte; denn die geistliche Rede wurde durch Nachlesen und persönliche Besprechung wirksam erhalten und vertieft.

Wenn ich mit Stolz an die tapferen, geduldigen Männer denke, die meiner Deutung des christlichen Glaubens vertrauten, so gestehe ich gern, daß ich schlechthin der Empfangende war. Mir wurde in diesem weltabgeschlossenen, von feindlichen Haßwogen umbrandeten kleinen Lebenskreis die Gottesnähe in der Brudergemeinschaft zuteil und sehnend strebe ich zurück in das Mitdulden eines so grausamen Daseins, weil ich in ihm edelste Männer weiter schmachten und schließlich doch stummer Verzweiflung anheimfallen weiß. Dort in feindlicher Ferne streckt sich dennoch immer wieder weltüberwindende Innerlichkeit aus den Tiefen des Leids empor nach geistiger unverlierbarer Befreiung in Gott.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden."

(Karfreitag 1918.)

Soldatenglaube.

Eine Frontbetrachtung vom Frühjahr 1915.

Unser modernes Heer ist ein derart großer Apparat, daß seine Tätigkeiten wie seine seelische Zusammensetzung voll-

ständig unübersehbar sind. Aus diesem Gewirr von Hunderttausenden von Menschen, die mit mannigfachsten Friedensbeschäftigungen auch das Feindesland erfüllen, hebt sich aber eine Linie ab, deren Menschen unter einem einheitlichen Druck leben: das Gebiet unmittelbarer Lebensgefahr. Diese Zone, höchstens 5 km breit, wird belebt von der Infanterie und Artillerie, die Tag und Nacht wenn nicht im Feuer, so doch in der Gefahr liegt, und deren Ruheunterkünfte nicht minder wie ihre Schützengräben und Stellungen jederzeit vom Feind zusammengeschossen werden können. Die äußeren Umstände dieses Lebens nach Freude und Leid sind der Heimat genau bekannt; mir ist nur wichtig zu behaupten, daß diese Menschen in der Front, insofern sie die eigentlichen Kämpfer sind, auch seelisch eigentümlich zusammengehören und vielleicht die wichtigste Gruppe für religiöse Erfahrungen und Neuschöpfungen darstellen. Die geistig produktive Kraft ist bei diesen Menschen, die jede Bildungsstufe unter sich vertreten haben, sehr gering: dort wird wenig geschrieben, geschweige geschriftstellert. Und auch das Denken ist gefährlich, weil es nicht gegen die Strapazen und Gefahren stählt.

Für den Soldaten in dieser Frontzone gibt es keine andre Gemeinschaft, als das Heer; in seiner Kompagnie erfüllt sich ihm, was er als Leistung zu vollbringen und als Mensch zu genießen hat. Die Kameradschaft ist das ausschlaggebende Gemeinschaftsgefühl. Dieses Gefühl ist nun nicht so ideal zu fassen; im Grunde ist solche Zusammengehörigkeit der instinktive Massentrieb, der in der Gefahr Anschluß an andere sucht. Hier wird der primitive Sozialgeist wirksam, der Individuum und Persönlichkeit verschlingt. Die einzelnen ketten sich in der Gefahr zusammen, sie rotten sich um ihre Offiziere, sie glauben an ihren Leutnant. Und der

Offizier kettet sich psychisch ganz ähnlich mit seinen Leuten zusammen; trotzdem er Führer ist, hängt er von ihnen ab. Er fühlt aus der Masse heraus, was die Kompagnie leisten kann und wann ihre Gemeinschaftskraft, die Kampfkraft versagt. Die Erscheinung dieses soldatischen Sozialgeistes in der Gefahrzone ist ausschlaggebend für das ganze kriegerische Leben, für den Erfolg im Angriff, für Wachsamkeit und Verantwortlichkeit Aller. In so sonderbarem Gesellschaftsgefüge entwickeln sich dann auch gelegentlich, wenn die Roheit und Verhärtung des Kriegshandwerks noch seelische Fähigkeit übrig gelassen hat, die Tugenden der Güte und Freigebigkeit, besonders des Mitleids und der Hilfe an den Verwundeten.

Nun hat man zu Hause dem Weltkrieg die feine religiöse Ueberschrift gesetzt: „Jetzt hat Gott das Wort, wir aber sollen schweigen." So sehr dieses Motto die weltüberlegene Gottesidee des Christentums wiedergibt, in der Seele des Frontsoldaten erregt es kein Echo. Herzlich gequält haben wir uns damit, Gott im Menschenschlachten zu finden und sind zu der wenig gedankenreichen, aber ganz lebensvollen Devise stets zurückgekehrt: „Der Krieg ist des Teufels!" Ich wünschte, daß dieser Gedanke recht positiv und eindrucksvoll verstanden würde: da vorn im Schützengraben sind Menschen, die haben das Radikal-Böse, das Abgrund-Schlechte erlebt; als Masse ist es auf sie eingedrungen und hat sie eingeschlossen in ein einziges entsetzliches Tun und Leiden des schlechthin Sündigen. Ich will auch präzisieren, worin für mein psychisches Erleben die Tatsächlichkeit des Bösen ihren Höhepunkt erreichte: im Sturmangriff aus dem eigenen Schützengraben auf den feindlichen. Was die Vorbereitung dieser Angriffe an moralischer Selbstüberwindung kostet, wie sie uns zwingen, stückweise unser

Menschentum abzulegen und auf alles zu verzichten, was als Christen uns auszeichnen sollte, ist unsagbar und kann einfach von denen, die das nicht miterlebt haben, nicht verstanden werden. Es sind das Zeiten, wo jede Regung der Religion, der Ergebung, geschweige des Gebets aufhört. Unter den Kriegsgedanken eines französischen Soldaten fand ich die zwei Bemerkungen „Was ist die Ewigkeit? Die Zeit, die zwischen dem Sperrfeuerbefehl und dem Beginn des Sperrfeuers verstreicht." — „Sterben ist nichts; den Tod erwarten, das ist das Furchtbare." Das sind seelisch einwandfreie Erlebnisse; aber tönt aus ihnen Religion?

Ich erinnere mich einer Stunde, in der der Feind seinen Gegenangriff mit rasendem Artilleriefeuer vorbereitete; da lag ich mit dem Führer unseres Angriffs in einer keinen Schutz gewährenden elenden Deckung, und unsere einzige psychische Reaktion auf die beständige Todesgefahr, die uns mit Eisen umhagelte, war höhnisches Lachen, der Ekel an der Menschheit, die Verachtung für dieses ganz viehische Tun und Leiden. Und man glaube nur nicht, daß die Gesamtheit der Kämpfer anders empfände. Ich habe oftmals nachdenkliche Leute gefragt: Was meint ihr, wird man wohl in solchen Zeiten und Stunden irgendwie ein besserer Mensch? Sie haben alle die Frage verneint. Schlechter wird man; die moralischen Kräfte gehen rapide zurück. Mühsam baut der Willensstarke seine Grundsätze wieder auf, bis die nächste Katastrophe sie wieder zusammenwirft. Und dem Willensschwachen muß die eiserne Disziplin in ruhigeren Kampfzeiten das moralische Rückgrat ersetzen, das sie selbst ihm wieder in der Schlacht zerbricht. Es hat noch kein Ethiker in dem Wirrsal ethischer Pflichtenkonflikte der vordersten Gefechtslinie sich zurechtgefunden, ge-

schweige daß ein nachdenklicher Christ Lösungen gefunden hätte.

Ja, heißt es, ihr nehmt die Dinge zu schwer. Auch euer Christentum muß einfach und möglichst rücksichtslos sein: patriotisch, kameradschaftlich. Aber so wie wir uns auf diese Forderungen einlassen, entschwindet uns eben der Kerngeist des Christentums. Ein sehr einfaches Erlebnis! Ich saß im Unterstand neben einem tapferen Soldaten, Elsässer, Fremdenlegionär, der den Krieg gegen die Franzosen mit persönlicher Wut führte: Vergeltung für das, was sie ihm in Afrika angetan hatten. Da sagte dieser unempfindsame Soldat leise vor sich hin: „Es tut mir doch leid, daß ich ihn getötet habe." „Was sagen Sie da?" fragte ich. Und er erzählte: „Ich war bei der letzten Horchpatrouille allein Nachts zu den großen Strohhaufen vorgeschlichen und fand dort einen Franzosen, offenbar auch Horchposten, der auf der Erde liegend wohl eingeschlafen war. Als ich dicht bei ihm war, schreckte er auf, und ich stieß ihn nieder." — Es tat ihm leid! Wenn doch die zu Hause glauben wollten, daß viele, viele der Kämpfer solche Wunden an ihrer Seele tragen, und nicht auf all das kindische Renommiergeschwätz hörten, das der Soldat, der gern sein Innerstes verbirgt, heimschreibt. Noch einen Vorfall: ein feindlicher uns flankierender Graben hat uns im Angriff schweren Schaden getan; Schüsse von dort haben uns unter anderen einen Kompagnieführer getötet. Die Wut unserer Leute ist groß; der Graben muß unser werden. Im Morgengrauen stürmen zwei Züge von uns auf den feindlichen Graben; sie erhalten starkes Feuer; elf Tote, darunter beide Zugführer, fünfzehn Verwundete decken den Boden, bevor wir in den Graben kommen. Da strecken die Franzosen, die bis zum letzten Augenblick unsere Leute zusammengeschossen, die Waffen

und flehen um ihr Leben. Und unsere Soldaten nahmen die fünfzig Franzosen, die keinen Toten und keinen Verwundeten hatten, gefangen. Denn sie jammerte des Volks! — Sind unsere Leute da nun gute Christen, aber schlechte Soldaten gewesen? Oder sind sie gute Christen und gute Soldaten gewesen? Oder gar schlechte Soldaten und daher auch schlechte Christen? Ein feines ethisches Kriegsparadigma, über das sich lange diskutieren läßt. Ich kann über die Geschichte nicht diskutieren; es ist zuviel eigenes Herzblut in ihr.

Aus diesen und ähnlichen Erlebnissen, glaube ich, geht hervor, daß Christen in vorderster Linie in religiöser Hinsicht sehr eigenartig beeinflußt werden; Hilfen aus der Geschichte und kirchlich-traditionellen Erinnerungen versagen bei ihnen fast völlig. Menschen, denen im Interesse der Allgemeinheit das individuell Böse als Pflicht zugemutet wird, stehen unter seelischen Ausnahmegesetzen. Nicht nur daß sie dem Radikal-Bösen in primitiver Ausprägung ständig begegnen, sie müssen ja auch pflichtmäßig das Böse tun. Und infolge der Verkettung psychischer Einflüsse zieht das Bösestun auch ein Bösesein nach sich. Wir werden zumindest in Einzelbeziehungen schlechter, auch untereinander leidenschaftlicher, unverträglicher, selbstsüchtiger. Und ein Vorzug ist es noch, wenn wir es wissen und dem moralischen Verfall ein wenig widerstehen können.

In ethischer Hinsicht ist dieses Problem des Bösen immer noch eher zu lösen: wir stehen unter ethischer Sozialgesetzgebung. Die Verantwortlichkeit des Einzelnen ist vermindert für Dinge und deren Folgen, die die Gesamtheit aus höherem ethischem Willen tut. Der Einzelne opfert seine Moralität in dem großen sittlichen Gesamtwillen.

Wie dagegen finden wir uns religiös mit der Bergpredigt

ab? Was sagt Jesus dazu? Darauf darf der Soldat mit Schweigen antworten: er trägt seinen Glauben nicht auf der Zunge. Aber er weiß und hat es erlebt: der Herr Jesus zuerst wird von den Männern im Schützengraben fordern, daß sie sich ihren Glauben aus der blutgetränkten Erde holen und das Opfer ihres Lebens darbringen in eigen gewachsenem Verständnis seines Wortes: Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen!

Das Geheimnis des Opfers.

Predigt in der Scheunenkirche zu Puisieux (Frankreich) am 2. Mai 1915.

Matth. 10 v. 39. Wer sein Leben gewinnt, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen.

Wir Soldaten leben in sonderbarer Weise von lauter Widersprüchen. Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, daß wir eigentlich immer das tun, was der Vernunft zu widersprechen scheint? Wenn der Winter mit Schnee und Kälte uns überschüttet und jeder sich in sein Haus flüchtet, sitzen wir im Schützengraben und ertragen das widerlichste Wetter ohne Schutz. Kommt eine recht wüste dunkle Nacht, in der wir fast nichts sehen, so benutzen wir sie zu kühnen Unternehmungen, während wir am Tag uns verkriechen. Und wie jetzt das schöne Frühjahr kommt und die Sonne die Blumen aus der Erde lockt, da bohren wir uns erst recht tief in die Erde ein, als ob wir aus unsern Minenlöchern überhaupt nicht mehr

zum Vorschein kommen wollten. — Und doch hat dies sonderbare widersinnige Gebaren einen tiefen Sinn und Zweck; ja wir verlachen denjenigen, der nicht einsehen wollte, wie wichtig für das Leben von uns allen der Schutz ist, den wir in der Erde suchen, warum wir die Sonne meiden müssen. Leichter sind wir daher imstande, Widersprüche zu verstehen, an denen andre scheitern.

Nun ist es sehr merkwürdig, daß Jesus es geliebt hat, uns eine Menge widerspruchsvoller Gedanken entgegenzuhalten, deren Sinn wir für gewöhnlich gar nicht begreifen. Wenn ihr das Matthäuskapitel lest, aus dem ich euch ein Wort vorlas, so findet ihr eine Menge widersprechender Gedanken: „Ich bin gekommen, nicht um Frieden zu bringen, sondern das Schwert; wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert." Und diese Gedanken gipfeln in dem widerspruchsvollen Wort: Wer sein Leben gewinnen will, verliert es; wer es verliert, gewinnt es. Völlig unbegreiflich erscheint es uns zunächst. Aber bald besinnen wir uns, daß wir wohl im Krieg manches Leben haben verloren gehen sehen, das unendlichen Gewinn im Tode gebracht hat. Wir ahnen aus unsern wechselvollen Erlebnissen die tiefe Wahrheit, die für uns Soldaten dieses Jesuswort umschließt. Jesus macht uns mit diesem widersprechenden Gedanken klar, *was wir im Krieg zu verlieren haben und was wir gewinnen sollen.*

I.

Das Wort Jesu setzt zunächst doch noch unserem Verständnis Widerstand entgegen. „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren." Als ob wir unser Leben zu finden brauchten, da wir es doch besitzen und haben. Zur Lösung

dieser Schwierigkeit kommt uns die Fassung zu Hilfe, die der Evangelist Markus dem Jesuswort gegeben hat; dort heißt es „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren". Also ein Erhalten wollen, Nichtlassen wollen, ein Hängen am Leben will Jesus hier tadeln. Wer im angenehmen müheloſen Dahinleben sein Genüge findet, wer nur darauf bedacht ist, in glücklichem Wohlergehen sein Dasein zu genießen, der verliert sein Leben. Dieser Lebensverlust soll nun nicht leiblichen Tod bedeuten; aber Jesus will sagen, der Genußsüchtige, der Selbstsüchtling verliert etwas von seinem Leben, und das kommt dem Tode gleich; er verliert die Lebenskraft, die nach oben zieht, die befreit. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Diese bittere Wahrheit tritt uns nun in diesen Kriegszeiten fast täglich in greifbarer und erschütternder Weise entgegen: Menschen, die ihr Leben mit allem Geschick schön und angenehm gestalten wollten, und daher in der schweren Volksprüfung ihren Wert verlieren. Da ist ein Sohn wohlhabender Eltern; er hat es nicht nötig gehabt, sich ernstlich anzustrengen und zu arbeiten. In allerhand Lust und Tändelei hat er Zeit und Kraft vergeudet und ist schließlich felddienstunfähig geworden. Nun kommt der Krieg und scheidet ihn aus aus der Gemeinschaft ehrenvoller Vaterlandsverteidigung. Es kann ihm niemand einen rechten Vorwurf machen: er ist ja krank. Aber er selbst macht sich den Vorwurf, weil er nicht zu denen gehört, die vollwertige Männer sind. Wahrhaftig, es sitzen zu Hause junge Leute, die ein verlorenes Leben beklagen, weil sie nicht hier bei uns sein können. Und wenn sie Schuld an diesem Lebensverlust haben, dann müssen auch wir sie beklagen, weil sie sich so unnütz um ihren Lebens-

erfolg brachten. Sie suchten die Lebensfreude im Genuß, nicht in der Aufopferung. So haben sie ihr Leben verloren.

Eine große Verschwendung von Lebenskraft in flüchtigem Lebensgenuß ist im Lauf des Krieges auch bei unseren Truppen im Feindesland eingetreten. Es gehört zu den traurigen Erfahrungen im Krieg, daß Männer, die mit ihrem Leben für Herd und Heimat eintreten, nicht genug Widerstandsfähigkeit haben, der sittlichen Versuchung und Verführung zu widerstehen. Sicher ist, daß alle, die in flüchtigem Sinnenrausch so ihr Leben einen Augenblick zu genießen glauben, tatsächlich den inneren Wert ihres Lebens verringern. Wie sollen sie von ihren Frauen, Müttern und Schwestern zu Hause frei und ehrlich Dankbarkeit erwarten, wenn sie in der Zeit, die sie ihnen und ihrem Vaterland opfern wollten, noch nicht einmal von ihrer Sinnlichkeit ein Opfer erzwingen konnten. Wie viel bitterer aber für uns alle, wenn eine ganz unglaubliche Anzahl von Männern durch diesen Mangel an Willensstärke sich krank gemacht haben und in der Verteidigung unseres Volkes als Kämpfer nun wegfallen. Hier zeigt sich das Gesetz vom Lebensverlust im Lebensgenuß in seiner erschreckenden Klarheit: das Leben des Volks ist geschädigt durch den falschen selbstsüchtigen Lebenstrieb des einzelnen. Wir müssen als Volk den Ausfall von Tausenden von Kämpfern ertragen und in der Zukunft eine schwache widerstandslose Jugend, der diese Männer das Leben geben, heranwachsen sehen. So grausam erfüllt sich dann das Naturgesetz, daß, wer sein Leben genießen will, es sich und seinem Volke verliert.

Ein anderes Laster, das freilich in allen Massenheeren auftritt und doch die deutsche Soldatenehre besonders belastet, hat sich jetzt unter uns eingeschlichen. Auch bei uns hat sich mancher gefunden, der sich in Stunden der

Gefahr nach hinten verzog, der eine leichte Krankheit dazu benutzte in die Heimat zu verschwinden und nicht wieder zu kommen, oder den die Furcht so weit trieb, sich selbst zu verletzen. Solche Fälle sind nur dadurch möglich, daß die Betreffenden krank und unzurechnungsfähig sind, oder daß sie sich nicht klar darüber werden, was sie sich selbst antun. Ein Mann, der in der Stunde der Gefahr aus seiner Kameradschaft, die auf ihn baut, entweicht, bringt sich um den ganzen Genuß des Lebens, das er retten will. Mag er den Rückzug aus der Front noch so geschickt bemänteln, die Kameradschaft hat ein viel zu feines Gefühl für ihre Zusammengehörigkeit, um solche Leute nicht rücksichtslos zu den Toten zu werfen. Und es ist etwas Furchtbares, in der Achtung seiner Kameraden nicht mehr zu existieren, lebendig für sie doch tot zu sein. Und selbst wenn es ihm glücken sollte, das scharfe Auge der Freundschaft zu täuschen, das eigene Gewissen verurteilt den Treulosen unweigerlich zum Tode. Mögen sie dann in friedlichen Zeiten sich das Gewand ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit zurechtflicken, das seelische Leben, das in dieser Schale sich regt, ist gebrochen und kraftlos. Nicht umsonst halten wir Deutsche so viel von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, nicht umsonst ist uns unser Christentum in der inneren Lauterkeit und Reinheit Jesu vorbildlich geworden, als daß wir nicht den Verlust dieser Eigenschaften als sittlichen Selbstmord verstehen müßten. Eine furchtbare Warnung gibt uns allen daher der Krieg, nicht unser eigenes Leben kindisch und feig zu vernichten, indem wir uns ohne Gottvertrauen um unredliche Lebenserhaltung bemühen.

Die Selbstsucht, die der Krieg an den einzelnen Menschen schonungslos aufdeckt und rächt, sehen wir nun in diesen schweren Zeiten auch an den Völkern offenbar werden.

Nur zu deutlich ist es, daß sie alle nur um äußerer Vorteile willen in den Kampf eingetreten sind und daß sie Machtgewinn mit Seelenverlust bezahlen. Daher haben ja alle Völker nicht nur die Gewalt, sondern die üble Nachrede in ihren Dienst gestellt, und das Gift der Unwahrhaftigkeit wütet mehr als das Schwert. Welch furchtbare Masse von Selbstbetrug hat dieser Krieg in der Menschheit offenbart, von Japan über Rußland, England bis nach Amerika rings um den Erdball herum. Ja glauben die Völker, ihr Leben in der Lüge bewahren zu können? Und wenn in ihnen das Christentum wahrhaftige ehrliche Anhänger hat, warum haben sie nicht ihre Stimme erhoben und verhindert, daß im Vernichtungskampf gegen andere der eigenen Volksseele tödliche Wunden geschlagen werden? Ist es nicht, als ob die Gotteshand sich hoch über die Menschheit erhöbe und eine Stimme riefe: Ihr Völker und Menschen, ich warne euch: wer sein Leben gewinnt, der wird es verlieren!

II.

Der andere Teil des Jesuswortes „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen" scheint uns schier leichter verständlich. Das Leben zu wagen ist uns in neun Kriegsmonaten zur Gewohnheit geworden, und zu viele tote Freunde und Feinde haben wir neben uns liegen sehen, um nicht mit dem eigenen Tod vertraut zu werden. Manches Lied aus alter Zeit und Gegenwart preist uns dazu den Vorzug, für sein Volk zu sterben:

Kein selgrer Tod ist in der Welt
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld
Darf nicht hörn groß Wehklagen [1]).

1) Jacob Vogel (um 1620).

Nun Kameraden, seien wir ehrlich: eine so leichte und schöne Sache ist es nun nicht ums Leben-Verlieren für ernste Männer, und wir haben volles Recht zu der Frage: Was ist der Gewinn solchen Todes?

Da wäre zunächst zu sagen, daß das Leben für andere, für sein Volk und Vaterland zu opfern unter allen Umständen Gewinn ist. Wer von uns könnte wohl sagen, daß sein Leben in Friedenszeiten für die Allgemeinheit ein Gewinn sei? Unter den Tausenden und Abertausenden zu Hause ist niemand unersetzlich. Im Krieg dagegen erhält das Leben, das dem Tode sich anzubieten wagt, einen großen offensichtlichen Wert. Manches Leben, das zu Hause nutzlos, womöglich ehrlos geendet hätte, gewinnt im Felde die höchste Ehre der Tapferkeit, gewinnt die Krone des Lebens im Tode. Das Opfer für Heimat und Vaterland schließt ein Leben in der Erinnerung und Dankbarkeit der Hinterbliebenen ein, das niemals vergeht.

Glaubt daher nicht, daß die Lücken, die der Tod in unsere Reihen gerissen, sich leicht und spurlos schließen. Im Gegenteil: diejenigen, die von unserer Seite weggerafft wurden, leben in der Tat in klarster, lebendigster Weise mit uns. Meint ihr, daß wir unsere Leistungen in unserem Regiment und Bataillon vollbringen könnten, wenn wir unsere Toten nicht hätten? Nimmermehr: sie gehören zu uns und sind in unseren Kampf und Sieg verflochten mit unlösbarer Innigkeit. Sie haben in uns und mit uns ein Leben gewonnen, das höher und stärker ist als ihr körperliches Leben, das sie um unsertwillen verloren. Ihr Vorbild und ihre Opferkraft muß in uns lebendig bleiben; sonst verlieren *wir* unsere Kraft.

Kameraden, es war für uns alle wohl eine harte Stunde,

als wir die Stätte grauenvoller Kämpfe: die Alte Mühle und die Ziegelhaufen, Auchy und Douvrin verließen. Warum, da wir dort doch nur Trauriges zurückließen? Darum, weil unsere Toten dort schlafen! War es uns doch, als ob sie jetzt erst stürben, als ob die noch unbestatteten Kameraden uns ein „Halt" zurufen wollten! Wie anschaulich hatten uns bis dahin unsere Gräber geholfen, wenn wir am Kirchhof von Haisnes vorbei in den Schützengraben gingen. Aber wenn uns auch der Anhaltspunkt des Grabes jetzt fehlt, die toten Gefährten sind mit uns gezogen hierher, sie sind weiter bei uns in unserem Gedächtnis und gewinnen in uns Kraft, wenn wir ihrer dankbar gedenken.

Aber da kommt unsere große Dankespflicht zutage: wir dürfen unsere toten Kameraden nicht vergessen. Und ich bitte euch, weist eure treuen Gefährten nicht von euch, wenn sie als Freunde zu euch kommen, in stiller Nachtstunde oder im Gespräch untereinander. Eure Kameraden haben ein Recht darauf, daß ihr ihrer namentlich gedenkt bis zu eurem Tode. Kein einziger soll aus eurem Gedächtnis gerissen werden, sondern ein jeder soll in euch das höhere Leben haben, das in euch sich wiederum opfert. Redet von ihnen, wenn euch die Erinnerung kommt, mit Namen, von dem tapfern Kimmich aus der ersten Kompagnie, der am Sturmtag halbkrank zu seiner Truppe zurückkehrte, um mit den Kameraden zu sein, von eurem Krankenträger Stritt in der vierten Kompagnie, dessen Herz und Hand euch so viel Gutes erwies, von euren Offizieren Sing und Holzwarth, die vor euch für euch gefallen sind. Es liegt eine gewaltige Kraft für uns in den Toten, weil sie nicht tot sind: sie leben in uns und mit uns.

Oder meint ihr, daß es hier etwa die 50 Meter breiten

Drahtverhaue, die minierten Unterstände sind, die uns vor dem Feind schützen? Ihr alle habt zu viel Kriegserfahrung, um nicht zu wissen, daß der Opferwille, der im Schützengraben Mann an Mann schließt, daß der den Feind zurückhält. Und in der Reihe von Männerwillen, die sich vom Meer bis zu den Alpen dehnt, stehen mit die toten Helden und kämpfen in uns weiter. Wir nehmen die Lebenskraft, die sie verloren, in uns auf, wir geben ihnen ewiges Leben und ewige Erinnerung. Und unser eigener Tod schließt uns ein in die Kette unvergessener toter Helden, die ihr Leben verloren und das höchste Leben gewannen. Wie könnte ein Volk seine Verteidiger, eine Kameradschaft ihre toten Freunde vergessen? Sie gewannen ihr Leben, indem sie es verloren. Und wir gewinnen unser Leben im Krieg nur dann, wenn wir das Leben unserer gefallenen Kameraden in uns bewahren.

Ja, sagt ihr, das ist nun doch ein geringer Trost, das Leben in der Erinnerung der Freunde. Gewiß, wir haben sie alle sehr lieb gehabt. Aber als wir sie so tot daliegen sahen, waren sie uns doch fremd geworden. Und wenn man sich dann selbst an ihre Stelle denkt, wie schrecklich einsam und verlassen werden wir sein, auch im Tod auf dem Schlachtfeld.

Kameraden, beachtet zwei Wörtchen in der Anweisung, die Jesus uns gibt: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen." Unser Leben hängt nicht allein daran, daß wir es tapfer und freudig für das Vaterland opfern, sondern daß wir es so rein und heilig darzubringen versuchen, wie Jesus sein Leben hingab. Den Gewinn unseres Lebens sollen wir nicht suchen beim irdischen Genuß, wir sollen auch nicht versuchen, unser Leben in fal-

schem Aberglauben zu retten. Ich weiß, daß die Soldaten gern Zettelchen mit kräftigen Gebeten bei sich tragen. Ich habe selbst einen solchen Himmelsbrief von einem tapferen 170er, der gefallen ist. Und vielleicht hat mancher unter euch solch einen Spruch in seinem Brustbeutel. Kameraden, setzt euren Lebensglauben nicht auf tote Sprüche, setzt ihn auf die Gewißheit, die über den Tod hinausgeht, daß der Verlust des Lebens im Sinn Jesu der höhere Lebensgewinn ist.

Aber um seinetwillen sollen wir unser Leben auch im Dienst des Vaterlandes verlieren können? Wie ist das möglich, wenn doch unser Blutvergießen dem Wesen Jesu, seiner Güte und Liebe so hart widerspricht? — Wenn der Soldat Jesu tapfere Bereitschaft und Geduld sich gewinnt, wenn er um der Brüder willen zu sterben weiß, dann ist er Jesu Jünger und stirbt in seiner Nachfolge.

Seht, es ist uns ein Geheimnis und ist doch Wahrheit: wir werden zwischen den Stachelverhauen und Bajonetten, zwischen Granaten und Minensprengungen Jesus nicht treffen. Wie sollten wir, wenn wir mit dem Bösen ringen, ihm, dem Guten, ins Auge schauen? Auch er bat in der Entscheidung nicht um die Legion der Engel, die er haben konnte, sondern besiegte Not und Tod allein. Aber wenn für den einzelnen unter uns der Todesaugenblick naht, dann sind wir nicht allein. Dann wird sich eine segnende Hand auf unser Haupt legen und wird uns hinwegnehmen wie die Träumenden. „Ich habe dich erwählet, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein." — Wer Reinheit und Güte sich erhalten kann in der Kriegsnot, daß er auch den Kriegstod um Jesu willen erleidet, der gewinnt dieses ewige Leben im Tod. Und seid gewiß, das Volk, das die Tausende von so glaubensvollen Kämpfern in die vorderste Linie stellt, Kämpfer, die

sterben um Jesu willen, das Volk hat sein ewiges Leben gewonnen in seinen Toten; denn sie leben. O daß Gott unserem deutschen Volk die Gnade schenkte seine Rettung durch die Glaubenskraft zu erringen, die uns allen aus dem Tode des Leibes das ewige Leben des Geistes schenkt.

Der neue Lebensweg.

Predigt im Gefangenenlager deutscher Offiziere Notre Dame de Mougères, Dpt. Hérault (Südfrankreich) am Ostersonntag, den 29. April 1916.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Schriftverlesung: Röm. 8 v. 1—14.

So sind wir nun, Brüder, Schuldner nicht dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben; denn wenn ihr nach dem Fleisch lebt, so werdet ihr sterben müssen. Wenn ihr aber durch den Geist des Leibes Gewohnheiten tötet, so werdet ihr leben. Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Text: 1. Joh. 3 v. 14 und 16.

Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder. Wer den Bruder nicht liebt, der bleibt im Tode.

Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.

„Der Herr ist aus dem Tode in das Leben gekommen." Das ist die wundersame Kunde, die die Karfreitagstrauer in den Osterjubel verwandelt und uns jedes Jahr aufs neue vor ein unbegreifliches und doch beseligendes Erlebnis stellt. Auf allen Seiten des Evangeliums frohlockt uns die Gewißheit entgegen, jede Lebensfiber der alten Gläubigen jauchzt die Zuversicht aus: das Unfaßliche ist geschehen, Christ ist erstanden, der Tod hat ihn nicht behalten können. Man muß die ungeheure Paradoxie dieser Kunde an der eigenen Seele erproben, um die Umwälzung im Denken und Leben derer zu begreifen, die sie glauben. Ist sie doch noch heute der Anstoß aller Klugen und Verständigen, denen die Macht des Uebervernünftigen noch nicht an den Verstandesfesten gerüttelt hat. Aber dem Jüngerkreis, der sich staunend und nicht zweifelnd der Herzensgewißheit, die den geliebten Herrn nicht sterben lassen konnte, unterwarf, erlebte geistig das Größte, was die Menschheit bisher erfahren. Der Todesring, dessen grauenhafte Unabwendbarkeit bisher den Menschen, auch den Frömmsten, einschloß, war gebrochen; eine unabsehbare Aussicht bot sich, wenn es einem gelungen, nicht etwa das dumpfe Schattendasein der Gespenster und Geister zu teilen, sondern zu einem Leben durchzudringen, das die Sehnsucht nach Reinheit in Gottes Nähe, im Reich Gottes erfüllte. Aus dieser einfachen, klassischen Vorstellungswelt der Urchristenheit muß uns die Ostergewißheit ergreifend und heilig werden.

Daher ist es kein Anliegen unserer Frömmigkeit, uns mit gefalteter Denkerstirn und Frageaugen vor das offene leere Grab zu setzen, um töricht den Lebenden bei den Toten zu suchen. Auch die Alten hielten sich nicht bei der Fest-

stellung eines Ereignisses auf, das ihre Naivetät ohne weiteres in den Bereich des Möglichen zog. Vielmehr wendeten sie die Kunde auf ihr persönliches Leben an; und aus einem sonderbaren Bericht schwärmerischer Frauen entstand ihnen eine frohe Botschaft, die sie unmittelbar anging. Wenn ihr Herr und Meister die Todespforten zerbrochen hatte, so war durch ihn für alle seine Nachfolger der Weg zum Leben offen. Und man muß nicht meinen, daß die ernsten Denker jener christlichen Epoche, ein Paulus, ein Johannes diese Lebenshoffnung irdisch nahmen und sich eine Verlängerung leiblichen Wohlseins daraus versprachen. Eine ganz ideale, rein geistige Lebensüberzeugung gewannen sie aus Jesu Sieg über den Tod, die ihnen in der Befreiung von Sünde und Schuld gipfelte. Von diesem neu gefundenen Ziel fiel ihnen ein helles Licht auf den eigenen dunklen Weg irdischen Lebens und Todes. Spannt sich nicht zwischen Karfreitag und Ostern das ganze Menschenleben von Geburt bis Tod? Unser leibliches Leben ist Tod um seiner Sündenbefangenheit willen, sagt Paulus in der vorhin gelesenen herrlichen Römerbriefstelle. Den neuen Lebensweg müssen wir finden, der vom Tod zum Leben führt. — Diese so gewendete Botschaft ist nun eine Lebensverkündigung, die uns besonders nahe angeht. Wer von uns hätte sich in den einsamen Stunden unserer Gefangenschaft nicht schon gedrängt nach einer Hoffnung, die uns ein neues reicheres Leben verspricht. Und doch hoffen wir dann stets zunächst auf die äußere Befreiung, anstatt daß wir Herz und Gemüt zu der Freiheit auferstehen lassen, die Jesus vor seinen Richtern, die Paulus in Fesseln besaß. Sollte uns das heutige Auferstehungsfest nicht besonders zu unserer inneren Auferstehung bestimmt sein! Die Osterglocken tragen in unser zerstörtes Leben die Botschaft von einem

neuen Lebensweg, der aus dem Tode ins Leben führt. Wie können wir diesen Weg beschreiten? Wie kommen wir auf ihm zum Ziel?

I.

Die Art, wie Johannes in unserem Text seine Osterverkündigung darbietet, ist voll hinreißender Gewalt. Man merkt, wie dieser Mann eine lange Entwicklung christlicher Lebenserfahrung zusammendrängt in einem großartigen Gedanken, dessen Ursprung und Werdegang uns zunächst dunkel bleibt. „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder." Aber wir wollen uns durch den Glanz der Form und die Sicherheit des Auftretens nicht bestechen lassen; im Gegenteil reizen sie uns zu Widerspruch. Woher weiß er dies Unglaubliche, daß ein Weg aus dem Tod ins Leben führe? Wir wissen es umgekehrt; das Leben führt in den Tod. Und schlimmeres als das wissen wir heute, daß es totes Leben gibt. Hat die Zeitgeschichte es uns jetzt doch am eigenen Leib gezeigt, daß wir an uns nicht zu denken haben, daß es auf uns und unser geistiges Wollen und Sehnen nicht ankommt, daß wir physische Masse sind im Dienst der Gesamtheit. Wie ein gewaltiger Gletscher rückt der heutige Völkerkampf langsam unerweicht vor und in seinem Wachsen türmt er an seinen Rändern ungeheure Moränen auf, totes Gestein, von seinem Felsgrund abgerissen und als wertlos beiseite geschleudert. Sind wir nicht heute diesem Gestein zu vergleichen, das ausgedient hat? Denn ich kann mir nicht denken, daß auch nur einer unter uns das Dasein, das wir hier führen, Leben nennt. So scheint es uns nichts mit dem kühnen Wort des Johannes vom Weg aus dem Tode ins Leben.

Freilich knüpft der Evangelist seine Behauptung an eine Bedingung; er sagt: „denn wir lieben die Brüder!“ Aber dadurch wird ja der Zweifel an der Wahrheit dieses ganzen Gedankengangs nur größer. Wieder belehrt uns die Zeitgeschichte und grausigste Erfahrung, daß christliche Völker sich nicht lieben; die Menschen verachten, verleumden, hassen, töten sich. Von Liebe keine Spur. So hat die Osterkunde rechte Schwierigkeit, zu unseren Herzen vorzudringen.

Doch sagten wir nicht schon, der johanneische Satz sei der Schluß einer langen Gedankenentwicklung. Schwerlich, daß wir mit unserem hastigen gegensätzlichen Urteil den ganzen Gehalt richtig erfaßt haben! Wir wollen doch näher zusehen, was Bruderliebe hier bedeuten mag. Unmöglich meint Johannes eine Allerweltsliebe, die oberflächlich jedem Menschen den Titel Bruder anwirft; ebensowenig redet er aber einer politisch-universellen Schwärmerei das Wort, die die Menschheit baldigst in einem Bruderreich des Friedens einigen möchte. Zu leicht und zu schwer sind diese Auffassungen; denn sie gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Die Bruderliebe ist keine fertig vorhandene Vorstellung, sie muß gewonnen, erlebt werden. Worauf gründet sie sich?

Der Mensch kann zu einer rechten Stellung zu seinen Mitmenschen nur dadurch kommen, daß er seine selbstsüchtige Lebenssehnsucht bezwingt und auf ein anderes Ziel als sein eigenes Wohlsein richtet. Es kommt dabei nicht so darauf an, was er tut, als in welchem Geist er es tut. Seine Gesinnung bestimmt des Menschen Wert. In der bitteren Schule dieses Krieges haben wir wohl alle ein gut Stück dieser Selbstverleugnung gelernt und manchmal in dem schweren Gegensatz zwischen Pflicht und Güte uns an unsere Gesinnung geklammert. Aber es fehlt doch noch viel, daß wir diese unsere

Gesinnung zu einem neuen Lebensmittelpunkt erweitert hätten, der uns zur völligen Ueberwindung unserer Selbstsucht befähigte. Die weltüberwindende Innerlichkeit, die uns in die Selbständigkeit unseres Glaubens an ewige Geistesmacht und göttliche Güte und Gerechtigkeit gründet, fehlt uns, denn sonst würden wir nicht so unzufrieden, ungeduldig und innerlich ruhelos in unserer Lage sein. Wir verstehen uns: nicht Apathie oder Vergessen sollen wir suchen, sondern die bewußte klare Erkenntnis, daß der Wert unseres Lebens nicht abhängt von äußeren Glücksfällen, Sieg oder Niederlage, Freiheit oder Gefangenschaft. Sondern davon hängt es ab, daß wir unsere Unvernunft und Selbstsucht besiegen, daß wir uns von der Ueberlast des Materiellen, der äußeren Kultur, des Lebensgenusses befreien. Wirklich kann uns die Zeit der Stille hier zu einer solchen geistigen Lebensveränderung dienen, die uns einen scheinbar wertlosen toten Lebensabschnitt zu einem entscheidungs- und wertvollen gestaltet. Wir müssen uns daran erinnern, daß die größten Umwälzungen der Menschheitsgeschichte im Kopf und Herzen von einzelnen Persönlichkeiten und in der Stille sich vollzogen haben, nicht in den lauten Massenbewegungen der Völker. Zu leicht verfallen wir jetzt dem Eindruck: mit dem Einfluß des Individuums ist es für heute vorbei; die Massen geben den Ausschlag, und der einzelne wird erdrückt. Was hat es da noch für einen Zweck, daß der einzelne sich um höheres Wesen quält und in mühsamer Selbsterziehung seine Kraft opfert. Genug daß er sein physisches Leben in die Masse mit hineinwirft. Die Persönlichkeitsideale mögen sehen, wo sie bleiben. — Diese Anschauungen schießen weit am Ziel vorbei und am wenigsten schicken sie sich für Männer in unserer Lage. Wie irrig erweisen sie sich vor allem in der Weltgeschichte. Als Amos

aus innerer Geisteskraft heraus zu der gewaltigen Erkenntnis sich durchrang: „Gerechtigkeit ist vor Gott mehr als Opfer", gab er der geistigen Menschheitsentwicklung einen Anstoß, der Schicksal und Untergang des israelitischen Volkes an Bedeutung weit übertrifft. Und Platons Gedanken über die Unsterblichkeit im Phädon sind für die Kultur viel entscheidungsvoller als die Schlacht bei Salamis. Geschweige daß wir mit der ungeheuren Umwälzung in der Menschenseele, der Jesus in Gethsemane Bahn gebrochen, überhaupt etwas sonst vergleichen können. Daraus sehen wir, wo eigentlich die Lebensleistung des Menschen liegt, nicht im Materiellen, sondern nur im Geistigen. Und das gibt uns die Zuversicht, daß auch unsere jetzige Lebensform, wenn sie sich in dies Geistige wendet, wertvoll für uns alle wird. Wir wissen, daß wohl täglich in unserem Volke Menschen in schwerem Herzeleid zusammenbrechen und in bitterem Schmerz den Sieg der Entsagung und des Verzichtens erkämpfen. Ob wir zuviel sagen, wenn wir sie wohl nach Millionen zählen, die Kranken und Verwundeten, die Eltern und Gatten? Die Masse dieser sieghaften Selbstüberwindung einzelner in unserem Volk übertrifft alle blutigen Erfolge, sie ist der unentreißbare, unverlierbare Gewinn für unsere Weiterentwicklung, auf die wir als auf den Grundstock deutscher christlicher Gesinnung und Geduld unsere Zukunft aufbauen. Unter diesen Siegern dürfen wir nicht fehlen.

Damit haben wir schon einen Ausblick gewonnen auf ein zukünftiges Leben, das uns aus dem jetzigen toten Dasein herausreißt. Zugleich aber muß uns auffallen, daß dieses neue innerliche Leben uns an die Seite von anderen Menschen bringt, die das gleiche Bestreben oder sicher die gleiche Bestimmung haben, ihrem Leben einen geistigen Mittelpunkt zu

schaffen. Aus dieser geistigen Gleichheit der Gesinnung entsteht nun erst die Möglichkeit einer Beziehung wie der der johanneischen Bruderliebe.

Wir gehorchen unweigerlich dem seelischen Gesetz, daß wir mit unserem geistigen Besitz nicht allein bleiben können; vielmehr treibt uns die innere Gewißheit zu denen, die sich in der gleichen Erfahrung mit uns zusammenschließen. Die Menschen gehören mit ihrem geistigen Suchen und Besitzen zusammen; mit unvergleichlicher Sicherheit hat Jesus dieses Gesetz im Gleichnis vom Salz, das seine Kraft auswirken muß, vom Licht, das auf dem Leuchter allen leuchtet, von der hochgebauten Stadt, die allen sichtbar ist, dargelegt. Menschen, die ihren neuen Lebensgehalt gefunden, sind wie der Hirt, der sein verlorenes Schaf, das Weib, das seinen verlorenen Groschen fand: sie laufen zu ihren Gefährten und freuen sich mit ihnen. Unsere innere Gewißheit, unsere neue Lebenskraft sucht Mitteilung und Anschluß, sie freut sich an den Gleichstrebenden, sie schließt mit ihnen den Bund der Freundschaft und Liebe. Sie überwindet aber auch die Gegensätze, die unter der Selbstsucht die Arbeitsgemeinschaft verdarben. Nicht Sympathie und Antipathie entscheiden, sondern die Gesinnung. Mögen andere ihr Erlebnis anders beschreiben, mögen sie uns sonderbar anmutende Folgerungen daraus ziehen, mag ihr Wesen uns nicht gleichen, in einer Hauptsache gehören wir zusammen: sie wissen gleich uns, daß unser Dasein nur durch den unbedingten Glauben an die Ewigkeit göttlichen Geisteslebens, dessen wir teilhaftig sind, Wert hat. Und hinter dieser überwältigenden Einigkeit treten alle Scheidungen, die unser Alltagsdasein errichten möchte, ins Nichts zurück. So entsteht eine Bruderliebe, die uns über die Schranken des Durchschnitts hinausführt; hier ist ein

Dulden und Tragen, das die gewöhnliche Freundschaft auf Grund gegenseitiger Ausnutzung nicht kennt. Mag die gegenseitige Zusammengehörigkeit aus langem Verkehr erwachsen, mag sie in kürzestem Beisammensein blitzartig beiden Teilen klar werden, immer hat sie das Gepräge geistiger Gewißheit und Verbundenheit unter schrankenloser Nichtachtung äußerer Umstände.

Diese persönliche Wahlfreiheit der Bruderliebe bringt auch eine Linderung in den harten Gegensatz zwischen Bruderliebe und Krieg. Völkische und nationale Gegensätze schließen die Zusammengehörigkeit derer, die ihr Leben in höheren Werten als vorübergehenden geschichtlichen Ereignissen verankern, nicht aus, so sehr sie natürlich deren Betätigung verhindern. Aus dem Anfang unseres Krieges haben wir aber Beispiele genug dafür, daß die persönliche Freiheit einzelner sich zusammengefunden hat mit dem gleichen Geistesstreben derer, die die Waffen mit ihnen kreuzten. Das Tagebuch eines gefallenen deutschen Oberlehrers hat mir von dem überraschenden Zusammentreffen mit einem gefangenen französischen Berufsgenossen im Schützengraben erzählt, wo ein Gespräch über Rousseau überführte zu den tiefsten Lebensfragen, die beide Männer unmittelbar verbanden und unseren Kameraden bis in den Tod bewegten. Und der mir bekannte Fall, daß zwei junge Offiziere aus feindlichen Lagern im deutschen Lazarett in schwerer Lebensnot enge Freundschaft miteinander schlossen, wird wohl nicht allein stehen. Wenn der Gang der Ereignisse die Völker jetzt seelisch so weit auseinander gedrängt hat, daß der individuellen Freiheitswahl der Christen Wunsch und Gelegenheit dazu genommen wurde, so ist damit die seelische Möglichkeit nicht widerlegt. Die Bruderliebe, wie sie Johannes als Grund der Osterbotschaft verkündet, kennt im

persönlichen Leben nur die Grenzen, die sich uns durch die Beschränkung der Anzahl Menschen, mit denen wir zusammenleben können, ergibt. Aber aus diesem Kreis findet sie alle, die mit ihr gleichen Wegs wandeln, heraus und schließt sich mit ihnen zusammen, um aus dem Tode ins Leben zu gelangen.

Diese Bruderliebe findet nun ihre Ausweitung in einer unbegrenzten Hilfsbereitschaft an anderen. Freilich hat sie, wenn sie andere zur Geschlossenheit des Lebens und einer einheitlichen Willensleitung führen möchte, die schwerste Aufgabe. Denn aus der Unbefriedetheit des eigenen nichtigen Lebens und aus der Zerfahrenheit seines inneren Daseins muß jeder allein den Ausweg finden. Nur die Anteilnahme des Freundes kann da zart leiten und in dem gegenseitigen Vertrauen eine Brücke bilden, die vielleicht hinüber führt zum Gottvertrauen. Und wenn die Bruderliebe diese treuesten Pflichten leistet, so kann sie es nicht um des Erfolgs willen tun, der ihr fast immer entgeht. Es ist das undankbare Amt des Sämanns auf Menschenherzen: niemals weiß er, ob ein wenig seiner Saat aufging. Diese Liebe gibt sich aber zu dieser Arbeit um ihrer selbst willen; sie fühlt sich erstarken in der eigenen Gewißheit durch die Hilfe, die sie anderen zu bringen sucht. Und der Zweifel am eigenen Selbst schwindet immer in der beglückenden Aufgabe, einem anderen eine sei es auch noch so geringe Erleichterung geben zu können, in dem dumpfen Treiben und der Mühsal des Daseins. „Ach an der Erde Brust sind wir zum Leide da!" Diesem unentrinnbaren Schicksal im Leid zu verkommen entgehen wir nur durch die Liebe, die wir einander beweisen. Oder mit den Worten des Dichters: wenn sich jemand uns „in Werdelust schaffender Freude" naht. In diesen Worten weht der

Auferstehungsodem: die Bruderliebe ist die schaffende Freude, die aus dem Tode die Werdelust zu einem neuen Leben entstehen läßt, für sich selbst und für die Brüder.

II.

So scheint es fast, als ob wir uns aus eigener Kraft aus dem Tode in das Leben finden könnten. Das johanneische Gebot der Bruderliebe mag ja in den Schwierigkeiten des Alltags hart genug zu erfüllen sein; immerhin verlangt es von uns nichts, was über unsere Kräfte ginge. Ist es nun wirklich so, daß unsere eigene auf andere sich richtende Liebe uns zum Ziel eines in sich selbst gegründeten neuen Lebens führen kann? — Wenn wir es recht überlegen, stellt uns das johanneische Gebot vor eine endlose Aufgabe. Wohl haben wir mit der Einsicht, was wir unseren Mitmenschen zu sein verpflichtet sind, festen Boden unter den Füßen. Aber endlos dehnt sich der Weg vor uns; von Pflicht eilen wir zu Pflicht, von Opfer zu Opfer. Und meinen wir am Ziel zu sein, so klingt der strenge Vorwurf „Ihr seid unnütze Knechte; Ihr habt nur getan, was ihr zu tun schuldig seid". Nein, zum Ziel kommen wir durch unser eigenes Lieben nicht; es bedarf einer Kraft, die sich zu uns neigt und uns zum Ziel bringt. Und es ist, als ob in dem „Wir lieben die Brüder" schon diese Hilfe eingeschlossen wäre. Denn Liebe gewinnt Gegenliebe; und wir lieben nicht ohne geliebt zu werden.

Welche Kraft zum Leben von der Liebe anderer auf uns ausgeht, haben wir wohl alle in der besonderen Lage unseres Kriegsdaseins erfahren. Was die Unseren aus der Heimat dem Totgeglaubten zuerst geschrieben haben, jene Zusicherung, daß auch nur ein Bruchteil unseres Daseins andere beglücke, sie hat uns aus schwerer Krankheit und Verwundung, aber

auch aus der inneren Verzweiflung und Unraft herausgeriſſen. Kann es einen ſtärkeren Appell an unſer Lebensgefühl geben, als wenn unſerer Klage über unſer totes nutzloſes Daſein die Antwort zurückklingt: Euer Daſein allein, die Tatſache, daß ihr lebt, beglückt uns ſo, daß wir alles dafür gern tragen; Euer Leben allein iſt denen daheim Lebenskraft. Ja, meine Freunde, ich glaube, daß die Gewißheit ſo geliebt zu werden, uns wohl auch hier in unſerer Gefangenſchaft ein neues Lebensgefühl geben kann. Dieſe Liebe iſt die ſtärkſte Erfahrung, die uns unſer leibliches Daſein überhaupt bringt; und wir erleben ſie unter Umſtänden, die der Wahrhaftigkeit und Urſprünglichkeit dieſer Gefühle die größte Kraft geben. Die Erfahrung, anderen Menſchen ſo teuer zu ſein, wird uns nicht nur hier die Geduld zum Ausharren geben, ſondern ſpäter die Grundlage unſeres ganzen neuen Lebens werden. Denn die Beglückung, daß dieſes gebrechliche dem tauſendfachen Tode hingeworfene Leben anderen der Inhalt ihres Lebens geweſen iſt und weiter ſein wird, iſt ein gewaltiger Anſporn zur Erneuerung unſeres inneren Menſchen.

Und doch kommt in dieſem herrlichen Erlebnis noch nicht die Fülle der Liebeskraft zur Geltung, die uns zur inneren Auferſtehung bringt. Die Liebe der Lebenden, der uns Getreuen, weckt in uns unſer Wünſchen und Hoffen und feſſelt uns, wenn auch noch ſo ſacht an unſer eigenes ſtürmiſches ſelbſtſüchtiges Sehnen. Und es iſt nicht nur die Liebe der Lebenden, die uns trägt; auch die Toten wollen ihr Teil: dazu ermahnt uns unſere Zeit wohl beſonders.

Auch Johannes hat die uns rettende Liebe nicht bei den Lebenden geſucht. Er ſagt in unſerem Text: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er ſein Leben für uns gelaſſen hat; und wir ſollen auch das Leben für die Brüder laſſen."

Halten wir uns zuerst an den letzten Gedanken: Wir sollen für die Brüder das Leben lassen. Und ohne weiteres kehrt sich uns, deren Lebensopfer nicht angenommen worden ist, der Gedanke um: Tausende und Abertausende unserer Brüder haben ihr Leben für uns gelassen. — Um diese ernste Einsicht möchten wir uns gern bringen; wir reden: sie haben doch ihr Leben für ihr Vaterland gegeben, ja für Haus und Hof oder um in verzweifelter Gegenwehr das eigene Leben zu retten. Das sind alles Ausflüchte, durch die wir uns um den Ernst einer überaus wichtigen Einsicht bringen und uns einen geistigen Tatbestand verschleiern. All die Unzähligen, die wir um uns tot gesehen haben, und die noch größere Zahl, die wir nicht gesehen haben, sind für uns gefallen. Wieder könnte man der Einsicht entweichen, indem man sagt: Gewiß sie sind für unser Vaterland gefallen, damit wir, die glücklicheren Ueberlebenden und ihre Kinder, einer friedlichen und gesicherten Zukunft entgegengehen. Aber auch so ist das Lebensopfer aller unserer Toten religiös nicht zu verstehen. Ihr Tod soll uns vielmehr ein reicheres reineres beseligtes Geistesleben geben. Nicht das irdische Ziel bestimmt den Wert der Tat, sondern die Gesinnung. So sagten wir vorher; und bei diesem Lebensopfer unserer Brüder gilt es, daß wir ihre Gesinnung recht verstehen.

Durch ein schlichtes Erlebnis kann ich allein diesen zunächst unwahrscheinlichen Verhalt sicher stellen. Ein Diener folgt seinem Herrn in die Schlacht. Er hat dort pflichtmäßig nichts zu suchen; sein Platz ist hinten. Aber er weiß, daß es jetzt vorn ums Leben geht. Und aus Treue will er in der Nähe seines Offiziers sein. In der Entscheidung bleibt der Offizier am Leben, der Getreue kommt um. Auch hier kann man schnell aburteilen: das sei ein ganz nutzloses Opfer

gewesen. Ferner sei es ein Dutzendereignis, das tausendmal vorkomme! Warum da den einen nennen? Gemach! Gerade weil viele Tausende das gleiche Herrliche taten, wird des einen Tat zu ihrer aller Ruhm und Gedächtnis genannt. Ich hoffe, daß jeder unter uns an ein ähnliches Erlebnis sich erinnert; denn dann erst wird ihm die sonderbare Umwälzung klar, die dadurch in unserem Herzen erfolgt. Du hast diesen Menschen nur wenige Wochen gekannt, du hast ihm gar nichts besonderes erwiesen, du bist ihm freundlich gewesen ohne je etwas für dich daraus zu erwarten. Und dieser Mensch tut für dich, grundlos und wie selbstverständlich, das größte, was es überhaupt gibt. Er stirbt mit dir, für dich. — Und du kannst nicht, wie den Lebenden, ihm danken, ihm's vergelten. Nicht einmal sein Grab weist du, eines namenlosen Toten! Meine Freunde, ist ein solches Erlebnis nicht stark genug, um uns innerlich zu erneuern? Das Unbegreifliche wird Ereignis; dieses fremde mir geschenkte Leben bemächtigt sich meiner mit unerhörter Gewalt. Es ist von meinem Wesen nicht mehr zu trennen; denn es hat sich durch seine Tat seine Stätte erobert in Kopf und Herz, aus dem nur der eigene Tod es reißen wird. — Und Tausende haben dasselbe getan, nicht alle, gewiß, aber unzählig viele! Bildet ihr geistiges Opfer der Liebe und Treue in unseren Herzen nicht eine ungeheure summierte Lebenskraft, von der wir zehren und die uns umwandelt? Die Opferleistung dieser Toten soll in unserem Gewissen die Auferstehungskraft sein, die uns aus dem Tode in das Leben führt. Wehe uns, wenn wir diesen herrlichsten Geistesbesitz, das Lebensopfer unsrer Brüder, vergessen und verschleudern! Es ist uns ein teures Ostervermächtnis, das wir zum Aufbau des neuen geistigen Menschen, des neuen Volkes, der neuen Menschheit verwenden sollen.

Darum sollen wir auch das Leben für unsere Brüder geben, nicht nur jenes eine Mal in der Schlacht, sondern von jetzt an ohne Unterlaß. Das walte Gott!

Nach diesem Gelöbnis ist es uns wohl verstattet, die Osterpforten weit zu öffnen und das geistige Leben dessen zu schauen, der sein Leben den namenlosen Geschlechtern der Menschheit aus Liebe ohne Grenzen opferte. „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat." Einer verzweifelten Jüngerschar ist diese Kunde tröstend ins Herz gefallen, und heute ist sie der beherrschende Glaubensgedanke von Millionen Christen, die darin die Gewißheit der Befreiung vom Tod und des Eingangs ins Leben haben. Hat die Liebe unseres Herrn nicht auch der grausamen Betrübnis unserer Zeit eine besondere Osterkunde zu geben? Es ist, als ob der Heiland heute über Schlacht- und Gräberfelder wandelte; und die Stimmen der Toten riefen zu ihm klagend: „Herr, wir haben geglaubt und geliebt und uns geopfert in Deiner Nachfolge. Aber unsere Brüder vergessen unserer." Da öffnet der Herr segnend seine Arme: „Kommet her zu mir; ich bin die Auferstehung und das Leben; ihr werdet unvergessen sein." So sammelt er in den wandelnden Zeiten aus Menschenleid und Menschengraus die Opfer des Glaubens und der Liebe zu einem gewaltigen, stets wachsenden Schatz und spendet aus gütigen Händen uns und zukünftigen Geschlechtern die unendlich sich mehrenden Gnaden der Erlösung.

Christ ist erstanden aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden freudig Euch los!
Tätig ihn preisenden, Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden, Wonne verheißenden:
Euch ist der Meister nah'! Euch ist er da!

Die Freiheit des heiligen Geistes.

Pfingstgottesdienst, 11. Juni 1916.

Eingangschor: Bittchor aus Méhul „Joseph in Aegypten".
Schriftverlesung: Joh. 14 v. 15—21:

Ich lebe und ihr sollt auch leben.

Text: 2. Kor. 3 v. 17:

Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Jedesmal, wenn der Kreislauf des Jahres uns wieder in die Pfingstzeit führt, überkommt uns ein eigentümliches Gefühl der Befreiung, das uns das Fest des heiligen Geistes eigentlich als den besten und höchsten Ausdruck unseres Lebens begrüßen läßt. Sei es, daß die in voller Kraft stehende Natur uns das Gleichnis für unsere eigene seelische Erneuerung wird, sei es, daß wir aus unserem Denken die Gewißheit der Ueberlegenheit des Geistes in der Welt uns klar stellen, jedenfalls macht es uns keine Schwierigkeit, in dieser Zeit dankbar zu sein dafür, daß wir den Geist haben und in ihm uns frei fühlen können. Sogar unser jetzt so gebundenes Dasein kann uns nicht hindern, der Freiheit und Selbständigkeit des Geistes gewiß zu sein und darin gerade zu Pfingsten besondere Kraft und Trost zu finden. So singen wir aus voller Ueberzeugung: „Komm' heiliger Geist, kehr bei uns ein."

Dem Nachdenklichen will es bald scheinen, als könne bei dieser naiven Hingabe an den Geist doch gar leicht ein Irrtum unterlaufen. Was ist überhaupt Geist? Ist er nicht das Rätsel aller Rätsel, das uns nur infolge seines vielfachen Gebrauchs nicht mehr ratenswert erscheint? Schon die Alten

versuchten sich vergeblich an dem Wesen des Geistes, ließen Gott seinen Atem in den Menschen einhauchen, suchten den Geist im Klopfen des Blutes, in der Pupille des Auges, im Heulen des Sturms, im säuselnden Lufthauch. Aber „der Wind weht, wo er will; du höreſt sein Brausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt, wohin er geht" (Joh. 3 v. 8). Und doch beherrscht die große Sehnsucht nach diesem unbestimmten, ungewissen Geist die Menschheit: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen Geist der Gewißheit" (Ps. 51 v. 12). So seufzt der Psalmist nach einem neuen, nach einem anderen Geist, als den er in sich spürt.

Und dieses Ringen um einen neuen Geist erhält in der christlichen Zeitgeschichte einen besonderen Aufschwung. Ueber dem Menschengeist, über seinem Seelenleben, das in der Zeit gebunden ist, scheint dem Menschen eine geistige Macht versprochen, die er gewinnen soll. Religion und Philosophie einigen sich, diese Uebermacht des Geistes zu bestimmen; Begriffe folgen auf Begriffe: Gottes Geist, heiliger Geist, Geist der Wahrheit und der Erkenntnis. Man versenkt sich in diese unfaßbaren Worte und versteht sie nicht. Der Geist bleibt in der Glaubensentwicklung der Christenheit die ungewisse, undeutliche Größe. Erst spät, im 4. Jahrhundert wird er als gleichwertiges Glied der Dreieinigkeit kirchlich anerkannt; aber die Kämpfe um die Bedeutung des heiligen Geistes dauern fort. Und auch heute ist das Geheimnis des heiligen Geistes wenig gelichtet. Die flammenzüngelnde Begeisterung, die heilige Begeistetheit, die die Pfingstjünger umlohte und erfüllte, leuchtet uns nicht. Wir haben nur das starke nüchterne Bekenntnis auf den Lippen und im Herzen: „Ich glaube an den heiligen Geist." Viel mehr wissen wir dann nicht über

den Geist zu sagen; und doch schwingt in unserem Bekenntnis zum Geist eine besondere innere Aufrichtigkeit. Ist uns nicht allenthalben im Leben eine Macht entgegengetreten, die die natürlichen Gewalten beiseite schob und aus eigener Kraft Neues schuf? Ist unsere menschliche Klugheit und Voraussicht nicht unzählige Male zu schanden geworden, und das sogenannte Zufällige hat uns eine wundersame Ordnung des Geistes in unser persönliches Leben gebracht, wie wir es weder vorausahnen noch planen konnten? Und sind wir nicht gerade jetzt in den großen Völkerumwälzungen dieser Jahre Mächten anvertraut, die wir niemals Zufall oder Glück nennen möchten, die wir vielmehr als Geisteskräfte erkennen, deren Wirken wir heilige Vernunft beilegen? Wie sollten wir unsere große unerschütterliche Hoffnung haben, wenn wir nicht alle an den heiligen Geist glaubten! Wenn wir aber gerade jetzt so stark und sicher auf den heiligen Geist und sein Wirken in der Welt über den Völkern bauen, dann müssen wir uns doch wenigstens aus unserem Geschick heraus darüber versichern, was uns dieser Glaube gewähren kann. Mag uns das Wesen des heiligen Geistes an sich ein Pfingstgeheimnis bleiben, unser Nachdenken muß sich darüber klar sein, was wir in unserer Zeit und Lage glaubend und vertrauend von dem heiligen Geist erwarten dürfen.

Aus einer ganz ähnlichen geistigen Lage, wie der unseren, ist nun des Paulus' Wort über den Geist, das ich vorhin verlas, geboren. Und deswegen wählen wir es aus den mannigfaltigen Worten und Ansichten über den heiligen Geist, in denen die neutestamentlichen Schriftsteller ihren Glauben zu klären suchten, als unsern heutigen Führer heraus. Paulus spricht vor unserem Vers von Menschen, die zwar mancherlei geistige Wirkung und Gnaden erfahren, aber deren Sinn nicht

erkennen können. Dem Christen jedoch ist die Erkenntnis gegeben; denn er weiß, „der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit". In diesem Satz wird uns eine doppelte Einsicht über den Geist vermittelt. Zunächst sagt Paulus: Der Herr Jesus Christus ist der Geist! Denn mit dem Herrn versteht Paulus hier nicht Gott, sondern Christus. Mit dieser Erklärung des Paulus haben wir aber festen Boden gewonnen. So handelt es sich im heiligen Geist um eine Fortwirkung Jesu Christi über sein geschichtliches Leben hinaus. Und in dem irdischen Leben Jesu sehen wir dann deutlich, was der Geist wirken kann. Daher stimmt Paulus mit den Worten des johanneischen Christus, die wir vorhin hörten, überein: der Herr hat uns einen Sachwalter, einen Vertreter, einen Tröster gelassen, seinen Geist. Dieser wirkt unter den Menschen aber nicht als eine geschichtliche und klar erscheinende Person. Sondern eine unpersönliche, unerkennbare, und doch allwirksame Geistesmacht waltet in der Welt; der Geist des Erlösers, nicht der Erlöser selbst.

Damit stehen wir wieder vor dem Rätsel, wären zu Ende mit unserem Menschenverständnis des heiligen Geistes, wenn wir nicht zu wertlosen Phantasien die Zuflucht nehmen wollen. Aber Paulus vermag uns in dem Nachsatz noch ein klares und wichtiges Moment des heiligen Geistes zu nennen. „Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit". Damit hat der Apostel uns ein Kennzeichen des heiligen Geistes im Menschenleben gegeben: Es ist möglich, daß wir am Vorhandensein der Freiheit den heiligen Geist, sein Wesen und Walten in der Welt erkennen. Und die Freiheit zu entdecken und zu würdigen sind wir wohl die feinsten Beobachter, wenn anders man das am besten erkennt und wertet, was man bitterlich entbehren muß und vermißt.

Wenn uns aber aus dem Verständnis der Freiheit die Bedeutung des heiligen Geistes in unserer Lebenslage klar werden soll, dann müssen wir uns über diese Freiheit mehrere erläuternde Fragen vorlegen: Welche Freiheit ist gemeint? Wodurch wird sie uns vermittelt? Welche Wirkung hat diese Freiheit?

I.

Wenn Paulus die Freiheit als das Kennzeichen des heiligen Geistes angibt, so muß er damit eine ganz bestimmte Vorstellung von Freiheit verbinden. Er kann damit nicht jene ursprüngliche sittliche Freiheit meinen, daß der Mensch sein Tun selbst bestimmen kann, daß er die freie Wahl zwischen allerhand Handlungen und Lebensmöglichkeiten hat. Auch kann er nicht damit jenen natürlichen Menschenadel meinen, daß der Mensch als Vernunftwesen unabhängig von der Stoffwelt ist, jene Freiheit, die Schiller unübertrefflich in den Versen ausgesprochen hat:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren."

Diese beiden wesentlichen Freiheitsarten des Menschen, die sittliche Freiheit des Handelns und die natürliche Freiheit als Vernunftwesen, sind vorausgesetzte Größen. Um sie zu haben, braucht der Mensch den heiligen Geist nicht, und diese Freiheitsarten können den Geist Christi nicht kennzeichnen. Wir müssen uns vielmehr nach einer Freiheit umsehen, die mit Jesu Geist in Beziehung steht, die von ihm wesentlich abhängt und beeinflußt ist. Da wir aber andere Freiheitsarten als unsere sittliche Freiheit und Vernunftfreiheit an uns nicht entdecken können, müssen wir sehen, ob der Geist Jesu an

diesen beiden Freiheitseigenschaften des Menschen nicht bedeutsame Aenderungen vornehmen kann und ob wir nicht in Jesu Geist dieser doppelten Freiheit ganz neuen Sinn geben müssen.

Sehen wir zunächst auf unsere Handlungsfreiheit, daß wir unserem Gewissen nach tun und lassen können, was wir wollen, so entdecken wir bald, daß diese Freiheit durch die Schwäche unseres Denkens und Willens fast völlig vernichtet wird. Entweder liegen die Verhältnisse für unser Tun so verworren, daß wir uns mit unserem Urteil gar nicht darin zurecht finden und die Freiheit unseres Handelns in einem blinden Hineintappen besteht, wobei wir zumeist das Falsche tun. Oder unser Gewissen und Urteil erkennt zwar das Richtige, aber unser Wille ist zu schwach es auszuführen. Unsere Freiheit besteht also in der trübseligen Fähigkeit, zumeist gerade das Schlechte zu tun. Die wahre sittliche Freiheit aber ersehen wir darin, daß wir das Richtige erkennen und auch wirklich tun. Daran aber scheitern wir im sittlichen Leben.

Nun ist uns in unserem geistigen Dasein eine persönliche sittliche Kraft begegnet, die uns zur Stärkung und Durchführung unseres guten Willens befähigt, wenn wir uns ihr vertrauensvoll hingeben. Es ist für den Christen kein Zweifel, daß in Jesu Persönlichkeit die Macht liegt, die in uns den Widerstand der bösen Neigung zu überwinden vermag, so daß wir des Guten, das unser Gewissen fordert, wirklich fähig werden. Diese Macht nennen wir die Erlösung und erleben sie in unserem Glauben als eine Befreiung von Sünde und Schuld. Daher hat der Christ in der Tat eine Freiheit, die viel höher steht als das menschliche Vermögen, das Richtige zu wählen; er hat die Freiheit, die dem Schlechten nicht mehr

anheimfällt und die die Sünde überwindet. Nicht daß die Sünde überhaupt nicht mehr an ihn könnte, aber er hat die volle Freiheit sie zu erkennen und ihr zu widerstehen. Hier ist also die wirkliche sittliche Freiheit gewonnen, die den rechten Weg vor sich sieht und ihn auch geht. Aber allerdings nur durch den einzigen Führer, Jesus Christus. So ist die christlich-sittliche Freiheit ein zweifelloses Kennzeichen des Geistes Christi. Denn nur wo die Erlösung durch Christus geglaubt und erlebt wird, kann diese Freiheit der Tat angetroffen werden.

Nicht anders finden wir unsere Lage bei der natürlichen Freiheit des Menschen. Wohl sehen wir ein, daß wir als Vernunftwesen das Gotteszeichen der Freiheit an der erhobenen Stirn tragen. Zugleich aber ist deutlich, daß dieses freie Menschentum der Spielball der Naturereignisse, der Verhältnisse, der Schicksale ist. Gewiß ließe es sich noch ertragen, daß die Verhältnisse und die Naturmächte äußerlich stärker sind wie die Menschen, wenn wir uns nur nicht innerlich beugten und den Mächten der Unvernunft in haltloser und unfreier Weise nachgäben. Hand aufs Herz: haben wir nicht alle in unserer jetzigen Lage zu unserer äußeren Freiheit auch mehr oder weniger unserer inneren Freiheit geopfert? Wie oft lassen wir uns nicht in den Gefühlen der Ohnmacht willenlos dahintreiben oder bewahren uns nur die klägliche Freiheit des Abgestumpftseins. Mit so schwerem Druck wie auf uns wird allerdings selten auf Menschen der Fluch der Abhängigkeit und Gebundenheit ruhen. Aber um so wahrer sollten wir doch das Heiligtum unserer inneren Freiheit wahren; wenn das nur nicht so unsäglich schwer wäre!

Wieder begegnen wir in dieser schweren Prüfung aus unserer christlichen Erfahrung der geschichtlichen Erschei-

nung, die uns die Ueberlegenheit über allen Lebensjammer zeigt. Wenn wir die königliche Art, mit der Jesus sein ganzes Leben bis in seinen Tod durchführte, recht verstehen, so liegt ihre Bedeutung vor allem in der herrlichen inneren Freiheit, die durch kein Unglück und durch keine Menschentücke ihm geraubt werden konnte. Ging doch diese innere Freiheit so weit ins Ueberirdische hinüber, daß sie ihre Verfolger bemitleidete und ihnen zu helfen suchte, daß sie die Feinde liebte. Und wenn wir diese hohe Freiheit der Seele auch nur bei dem Einzigen in solcher Klarheit finden, ihren Abglanz entdecken wir doch immer wieder an Christen, die sich selbst und ihre Leidenschaft überwinden. Daß wir diese Freiheit eines Christenmenschen nicht nur bei den großen Führern unseres Glaubens treffen, sondern daß dieser Geist des Herrn in allen tief denkenden Menschen zur Freiheit wirkt, das sehen wir an unserem großen Dichter der Freiheit, an Schiller. Er ist der deutsche Prophet der geistigen Freiheit geworden, die Paulus uns als Kennzeichen des Christusgeistes hier anführt. In einem Leben der äußeren Plage und des körperlichen Leidens hat er eine Freiheit seines Menschentums über die umgebenden Verhältnisse gewonnen, wie es uns kein Lebensbild des 19. Jahrhunderts aufweist. Und Goethes Altersweisheit hat nicht gezögert, vom Christuscharakter Schillers zu reden. Sehr wichtig ist es uns, auf dieses herrliche deutsche Bild der geistigen Freiheit hinzuweisen, die uns das Kennzeichen des Geistes Christi ist. Denn wir erkennen daraus, daß der heilige Geist wirklich weht, wo er will. Und gerade das Pfingstfest soll uns die Gewißheit geben, daß der Geist des Herrn als Freiheit allenthalben in der Welt an wahrhaftigen Menschen zu treffen ist, nicht nur innerhalb der Kirchenmauern.

II.

Wir haben nun verstanden, welche Freiheit mit dem heiligen Geist zusammenhängt und von ihm getragen wird: es ist die Freiheit von der Lebensnot und die Freiheit zur guten Tat. Nun aber bedrängt uns die Frage, wie denn diese geistige und sittliche Freiheit, die uns übermenschlich zu sein scheint und deren reines Wirken wir nur sehr selten an Menschen entdecken, uns mitgeteilt werden kann.

Zunächst liegt uns diese sittliche und geistige Freiheit als eine Aufgabe auf, der wir unter besonderer Anstrengung unserer Kraft nachzukommen uns bemühen müssen. Wir sind dabei nicht führerlos, sondern haben Vorbilder. Man soll ja nicht in den Irrtum verfallen, als ob das Vorbild nicht eine ungemeine Kraftsteigerung bedeute. Denn einmal zeigt uns das Vorbild, daß die Freiheit, die wir suchen, erreicht werden kann. Während wir ohne das Vorbild uns vor eine unmögliche Aufgabe gestellt glauben können, macht uns die Beobachtung der sittlichen und geistigen Freiheit von anderen klar, daß das Ziel erreichbar ist. Das Beispiel großer Christen und Menschen in der Geschichte ist daher wohl in der Lage, uns den Geist des Herrn zu vermitteln und uns sicher zu machen, daß wir seine Freiheit gewinnen können.

Ferner zeigt uns das Vorbild, in welcher Weise und auf welchem Wege wir zur Freiheit kommen können. Ohne diese Anschauung werden wir uns in unnützen Versuchen verlaufen und schließlich müde werden. Die Anschauung der Freiheit zeigt uns aber sogleich, wo wir einsetzen müssen. Wir werden Jesu Beispiel vor Augen uns nicht mit der Jagd nach äußerer Freiheit aufhalten, sondern werden erkennen, daß wir die Freiheit in uns selbst gewinnen müssen. Wir sehen, daß

sie nur durch Gehorsam, Selbstüberwindung und endlich glaubensvolle Selbsthingabe an Gott zu erreichen ist. Denn wie sonst sollten wir von der Sündenmacht und der Tyrannei des natürlichen Lebens loskommen! Auf anderem Wege ist diese Freiheit nicht zu haben, niemand, auch Schiller nicht, hat sie ohne diese Opfer gewonnen. Und das Beispiel Jesu und seiner Nachfolger zwingt uns nun zu dem Entschluß, in dieser Selbstzucht ihnen nachzufolgen.

Aber freilich bleibt es ungewiß, ob wir durch das Vorbild allein auch wirklich zum Ziel kommen. Auf den geraden Weg zur Freiheit kommen wir wohl durch das führende Beispiel; aber wird dadurch uns der heilige Geist, der die wahre Freiheit ist, wirklich zu eigen? Schwebt er nicht als nie erreichbares Ziel immer vor uns? Hier müssen wir wohl in dem Geist des Herrn mehr als das Vorbild erkennen.

Es ist nun eine der sonderbaren und selten begriffenen Eigenheiten des Geisteslebens, daß es nicht an das Leben seines Schöpfers gebunden ist, sondern eine selbständige von ihm losgelöste Nachwirkung hat. Wir werden wohl zugeben, daß Julius Cäsar uns seine Existenz nicht nur durch ein paar Römerstraßen und Goldmünzen mit seinem Bild verrät, sondern vielmehr durch eine Staatsidee, deren geistige Bedeutung noch heute in unserem politischen Dasein lebt. Ebenso wissen wir, daß die Freiheit, die unsere Väter uns 1813 erworben haben, ein geistiger Besitz ist, der aus ihnen heraus in uns nachwirkt und dessen Lebendigkeit wir gerade jetzt als Volk bewähren. Auch ist uns klar gegenwärtig, daß die blutigen Opfer, die täglich doch auch für uns gebracht werden, für uns einen geistigen Zuwachs bedeuten. Gewiß werden viele mit mir fühlen, daß das Bewußtsein des Opfers unserer Brüder für uns täglich unser inneres Selbstbewußt-

sein hebt, unser Freiheitsgefühl stärkt, unsern inneren Reichtum vergrößert durch den geistigen Zusammenhang, den wir auch jetzt mit den Unseren haben. So ist uns die Gewißheit gegeben, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das ein unklarer Materialismus für sich beansprucht, und der daraus folgende energetische Imperativ im Gebiet des Geistes seine volle und unausbleibliche Gültigkeit hat. Dann aber ist es doch sicher, daß die stärkste persönliche Energie, das reinste und intensivste Geistesleben, das je die Erde gesehen hat, seine unverlierbare Nachwirkung bis zu uns fortsetzt. Wir brauchen nicht die 2000 Jahre christlicher Zeitgeschichte aufzurufen, um die ununterbrochene Nachwirkung des Geistes des Herrn zu beweisen. Denn jeder, der das Neue Testament in die Hand nimmt, spürt aus ihm die ursprüngliche Kraft eines Geistes wirken, der größer ist als wir. Zu dieser Erfahrung bedarf es nur der wachen Ehrlichkeit, die sich nach innerer Befreiung und geistiger Erweiterung sehnt. Sie gewinnt sich die Freiheit, die Paulus als Kennzeichen des heiligen Geistes nennt, in dem Zusammentreffen mit der geistigen Macht des Herrn Christus, dessen durch seine Nachfolger gesteigerte und vermehrte Wirkung die größte Gewißheit unseres Geisteslebens ist. Wir haben die Hoffnung und die Zuversicht, daß die weltüberlegene sittliche Freiheit uns durch die lebendige Vermittlung und Nachwirkung des heiligen Geistes des Herrn geschenkt werde.

III.

Aber freilich unsere Zeit vermag uns kaum Zeichen zu geben, daß diese große Freiheit der Sittlichkeit und der Vernunft sich unter den Christen ausbreite; wenig ist zu spüren, daß die Herrschaft der Sünde und Gewalt unter den Men-

schen gebrochen werde, daß der heilige Geist des Friedens und der Liebe unter den Menschen und Völkern, die sich nach Christus nennen, einziehe. Bitter wahr sind die Worte Schillers geworden:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.

Um so mehr müssen wir uns bemühen, die Wirkungen der Freiheit des heiligen Geistes zu bestimmen, die die Christen erreichen sollten und die im Leben durchzusetzen sie niemals ablassen dürfen, wenn anders wir uns noch weiter Christen nennen wollen.

Zunächst hat der Freiheitsgewinn aus dem Geist des Herrn eine rein persönliche Wirkung. Er gibt dem Christen eine völlige innere Ueberlegenheit über alle Lebenslagen und verankert sein Wesen in eine absolute innere Gewißheit. Erst in dieser Freiheit hat der Mensch erkannt, worauf es in seinem Leben ankommt; nicht auf sein Jagen und Laufen in Arbeit und Vergnügen, nicht auf das innere Abhärmen und Sich-Abquälen um Dinge, die nicht zu ändern sind. Aber auf einen wahrhaft guten Willen kommt es an, der zur Tat wird, und auf eine innere Sicherheit, die den äußeren Unwert und Schein des Daseins abstreift. Diese Freiheit und Einsicht sucht ihr neues Leben in dem geistigen Zentrum, das uns der Welt entrückt, in Gott; sie kann mit Augustin bekennen: „Du hast mich auf Dich hin geschaffen, o Gott, und meine Seele ist unruhig, bis sie Ruhe findet in Dir.“ Und aus dem neuen Dasein dessen, der Gott gefunden, erstrecken sich nun die Wirkungen auf das gesamte äußere Leben der Menschen. Die in dem Kerne der Gottes-

ruhe und Gottgeeintheit gesammelte Kraft geistiger Menschenfreiheit dehnt sich unwiderstehlich auf alle Lebensbetätigungen aus.

Zunächst hat die Freiheit aus dem Geiste eine starke äußere Wirkung auf den kleinen Kreis unserer persönlichen Lebensbeziehungen. Früher hat das Leben mit uns gespielt und uns unsere Launen, unseren Zorn und unsere Unzufriedenheit aufgelegt, mit denen wir die Unseren belästigten. Da wir in unserem neuen Geist der Freiheit aber uns selbst nicht mehr zur Last sind, sind wir es auch nicht unseren Mitmenschen. Vielmehr gelingt es uns jetzt, unsre Freiheit zu einer inneren Befreiung für unsere Umgebung werden zu lassen. Welch' ein Trost ist solch' ein in seinem inneren Leben freier Mensch! Wie ein erquickender Tau fällt sein Wesen auf die dürre Verzweiflung und Stumpfheit seiner Umgebung. Hader und Streit, Unduldsamkeit und üble Nachrede sind vergessen, und alle fühlen sich zu einer neuen Freiheit emporgehoben, zu einem wahren Menschentum. Das ist die Frucht des Heiligen Geistes; sie macht es möglich, daß der Christ nach Luthers Wort seinen Mitmenschen zu einem Christus wird, daß er sich als Träger des Geistes des Herrn bewährt. In solcher Weise allein verbreitet sich die Freiheit des Heiligen Geistes in unserem Lebenskreis, und nur in solcher Arbeit erfüllen wir unseren Beruf, den der Ehrenname Christ uns auferlegt.

Aber aus der strengen Uebung unserer Freiheit im engen persönlichen Lebenskreis dehnt sich die Wirkung des Heiligen Geistes auf die Gesamtheit eines christlichen Volkes aus. Wir haben diesen Segen über all' unser Verdienst und Würdigkeit erfahren, als zu Anfang dieses Kriegs der Unterschied zwischen Herren und Knechten, von dem Schiller trauernd spricht, wie weggeblasen war, und nur der eine Ruf erscholl:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Das war der Pfingstgeist der Freiheit über dem deutschen Volk, und sein herrliches Brausen ist uns jetzt nach zwei Jahren nicht aus den Ohren gekommen. Dieser mächtige Brudergeist der Freiheit, der unser ganzes Volk im Ausharren und Opfern, in weltüberlegener Innerlichkeit seitdem umspannt, ist die Gewähr, daß wir als Volk weiterkommen und daß der deutsche Glaube nicht vergeblich im Christentum verankert ist. Auch wir losgesprengten Volksglieder fühlen uns heute besonders mit eingeschlossen in diese Gesamtwirkung des Heiligen Geistes zur Freiheit, die wir äußerlich, besonders aber auch innerlich als unvergänglichen Besitz und Charakter mit heißem Wünschen unserem Volk erhoffen.

Doch auch im Rahmen unseres Volks findet unser Freiheitsdrang des Geistes sein Genüge nicht. Steht es nicht in Flammenschrift über dem Pfingsttempel: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! Die Freiheit des Geistes unseres Herrn kennt keine Grenzen der Ausbreitung, und die rechte christliche Volksgemeinschaft trägt als Volk und als Christengemeinde in sich eine Mission an die Welt. Mag uns die Allgemeinheit um dieses deutschen und christlichen Glaubens willen auch verlachen und bekämpfen, wir gehorchen nur dem Vernunftgesetz des Geistes, der uns als christlicher und deutscher Geist anvertraut ist. Wohl wissen wir in aller Bescheidenheit, wie wenig wir dieser Pflicht gewachsen sind. So arbeiten wir, daß wir bessere Träger des rechten Geistes werden; und der Geist des Herrn wird uns nicht verlassen. Als einzelne, als Volk, als Christengemeinde unterwerfen wir uns demütig dem schweren Auftrag des Herrn: Lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie Eure guten Werke sehen und Euren Vater im Himmel preisen.

* * *

Die weltüberlegene innere Freiheit des Christenmenschen hat uns den Heiligen Geist erkennen lassen, den wir heute zu unserer Hilfe brauchen. Das Morgenrot eines neuen Völkertags glänzt am Horizont unseres Zeitalters auf. Wir müssen darüber wachen, daß das Tagewerk richtig beginne. Daher ist jeder einzelne von uns gehalten, den Geist des Herrn, der innere sittliche Freiheit ist, sich zu gewinnen und in seinem Leben wirken zu lassen, da ohne unsere Arbeit an uns selbst Volk und Christenheit nicht vorwärts kommen können. Halten wir uns aber an diese ernste erhebende Pflicht, zu der das Pfingstfest uns aus der Höhe begeistert, dann kann die Zukunft uns den gewaltigsten Erfolg nicht verweigern. „Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Der Trost des Leids.

Totenfest, 26. Nov. 1916.

Die Treue steht zuerst, zuletzt
Im Himmel und auf Erden.
Wer ganz die Seele drein gesetzt,
Dem wird die Krone werden.

(E. M. Arndt).

Schriftverlesung: Ps. 126.

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
So werden wir sein wie die Träumenden.

Dann wird unser Mund voll Lachens
Und unsere Zunge voll Rühmens sein.

Da wird man sagen unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen getan.

Der Herr hat Großes an uns getan:
Des sind wir fröhlich.

Herr, bringe zurück uns, die Gefangenen,
Wie du die Bäche wiederbringst im dürren Südland.

Die mit Tränen säen,
Werden mit Freuden ernten.

Sie gehen hin, und weinen und tragen edlen Samen,
Und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Zu diesem alttestamentlichen Lied der Hoffnung stellen wir ein deutsches Dichterbekenntnis [1]) aus jüngsten Tagen über die Sehnsucht im Menschenleben:

Es kann kein Werk durch Kraft besteh'n,
Die Sehnsucht muß im Bunde geh'n.

Um uns nach Gottes Ratschluß ruht
Des Unerfüllten Segensgut,
Das Walten ist's des Ungebornen,
Des Unerreichten, Frühverlornen;
Das zieht im Silbersichelschnitt
Durch unsre Blumengärten mit.
Es blitzt in unsren Weingeländen
Manch Winzermesser aus Schattenhänden.
Es banden unsre goldnen Garben
Getreue Helfer, die früh verstarben.
Fern über den Strömen, darauf wir schwimmen,
Viel bunte, zitternde Lichtlein glimmen.

---

1) „Kraft und Sehnsucht" von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, im Auszug. Ich gedenke dabei dankbar der Anregung durch die „Carolath-Predigten" Julius Burggrafs (Leipzig, Eckardt 1910).

Das sind die sehnenden Heimatsgedanken
Der Herzen, die früh im Strom ertranken.
Des Unerfüllten tiefe Macht
Hält über unserm Liebsten Wacht,
Um unsrer Kinder Haupt und Leben
Beschirmend gute Geister schweben
Von Menschen, die einst in fremden Landen
Gestorben sind und das Glück nicht fanden.
So nimmt an unsern Gütern teil
Ein hütendes, ein fremdes Heil.
Es eilt ein Glück, das sich verlor,
Das unerfüllt, zu Gott empor,
Und neu geboren steigt es nieder
Ans Herz, im heiligen Kehrwieder.
So schließt der Sehnsucht Strahlenschwinge
Um Gott und uns die goldnen Ringe.
Hoch über dem Leben sollst du hören
Ein fernes Brausen von Engelchören.

Kraft auf Erden kündet Krieg,
Braust um Türme, ruft zum Sterben;
Ueber Schutt und Lebensscherben
Leuchtet Sehnsucht uns zum Sieg!

Selig sind, die da Heimweh haben,
Denn sie werden nach Hause kommen.

Predigtlied: Wer nur den lieben Gott läßt walten . . .
Text: Matth. 5 v. 4.

Selig sind, die da Leid tragen;
Denn sie sollen getröstet werden.

Am letzten Sonntag des Kirchenjahres pflegen wir der Toten zu gedenken und uns auf den Trost zu besinnen, den wir als Christen in unabwendbaren Schicksalsschlägen bereit halten müssen, für uns und für andere. Mit magnetischer

Kraft ziehen uns dann immer wieder die Worte an, mit denen sich unser Heiland zu den Leidenden gebeugt und ihnen über ihren Schmerz hinweg das herrlichste verheißen hat, was der Mensch ersehnt, die Seligkeit. Die, denen die Augen für das irdische Licht geschlossen wurden, und die, die ihre Lieben über den Grabestod hinaus suchen, werden vereint in der gewissen Hoffnung des Wiedersehens, und die Tränen versiegen in der übermenschlichen Gnadenverheißung: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

Das Gefühl unserer Verantwortlichkeit vor dem Todesschicksal und der Zwang, das Rätsel des Leides zu lösen, vermehrt sich uns nun in einer Zeit, wo der Tod als gewaltsame Massenerscheinung gerade unter den Lebenskräftigsten auftritt und Berge des Leids sich auf den Seelen kämpfender Völker auftürmen. Fast unbegreiflich scheint es uns, daß Christen nun schon zum dritten Mal den Totensonntag begehen mit der Gewissenslast von Millionen geopferter Menschen auf dem Gemüt und einer Leidesfülle zerstörter Hoffnungen und vernichteten Glücks auf dem Herzen, wie es kein Mensch ausdenken kann. Sind wir also hart und stumpf geworden in unserem Christenglauben? Hat das Menschenleben einen geringeren Wert bekommen auch in der christlichen Sittlichkeit? Mag sein, daß bei manchen solche seelische Versteinerung eingesetzt hat; aber die meisten sind doch ernster und auf die Not aufmerksamer geworden. So müssen sich ihnen in dem allgemeinen Leidenskampf und Kampfesleid neue starke Trostquellen geöffnet haben.

Mit Grund dürfen wir annehmen, daß in der Gesamtheit des Leidens sich wohl auch das Gesamtgefühl des Trostes verändert haben mag. Und so beschleicht uns das Bedenken, ob das Herrenwort von der Seligkeit des Leids, das wohl

unserer Einzelwunde Balsam sein konnte, denn auch über das Massenunglück siegen könne. Haben wir es doch oft genug erlebt, daß im einzelnen gültige Gedanken durch die Uebertragung auf große Verhältnisse irrig wurden. Und schmerzlich genug lastet doch auf unserer Erfahrung die Einsicht, daß vieles, was uns in unserem bürgerlichen Dasein als pflichtgeboten erschien, wie die Wahrheit zu sagen und ehrlich zu handeln, heute im Verkehr der Völker für unverbindlich und wertlos gehalten wird. Sollte es etwa mit den Gütern unseres Glaubens ebenso gehen, daß sie in den großen Verhältnissen der Weltgeschichte ungültig werden? Dagegen spricht schon die Tatsache, daß die Worte unseres Heilands in einer 2000 jährigen Weltgeschichte als wahr sich bewährt haben. Wohl dürfen wir aber annehmen, daß Jesu Worte in den großen Umständen und Geschehnissen unseres Daseins einen neuen Sinn bekommen und sich aus dem engmenschlichen Glauben herausheben, in den wir sie im friedsam-alltäglichen Dasein einschließen.

Daher haben wir allen Grund, das Herrenwort von der Seligkeit des Leidens nach den großen Maßstäben zu messen, denen sich jetzt unser Christentum anzupassen hat. Wir müssen uns als Christen fragen, *was denn eigentlich uns in der schweren Leidenszeit unseres Volkes zum Trost dienen soll.*

I.

Wenn uns vor zwei Jahren jemand gefragt hätte, was wohl in großem völkischen Allgemeinschicksal unser persönliches Leid lindern könne, so hätten wir ohne Zögern geantwortet: *der Erfolg.* Wir sind aufgewachsen als ein tatenfrohes und arbeitsfreudiges Geschlecht, Kinder einer Zeit,

die Kraft und Wirkung, Arbeit und Lohn in unmittelbaren Verstandeszusammenhang brachte. Und wir danken es immer neu unserer Heimat, daß sie uns diese zielstrebige Arbeit lehrte und uns die Zuversicht auf die Wirksamkeit unserer Tüchtigkeit gab. Mit diesem großen Ernst für die eigene Lebensausnutzung hatten wir uns aber eine ganz einseitige Hochschätzung von Kraft und Arbeit, von Leistung und Erfolg angewöhnt. Nicht daß wir in Reichtum und Besitz allein die Ziele des Lebens gesehen hätten, obwohl auch dieser äußerliche Erfolg des Menschenschaffens eine unrechte Ueberschätzung erfahren hatte. Nein das Kraftbewußtsein selbst stellte uns den Wert des Menschen dar. Ob wir in Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft, in Industrie und Weltwirtschaft, ja selbst in Spiel und Sport das Ungewöhnliche leisteten, die Sache ist belanglos, wenn nur aus der Leistung die herrschgeübte Menschenenergie kund wird und zeigt, daß dem Menschen mit dem kraftvollen Wollen auch das Vollbringen beschieden ist. Und auf dem Grunde dieser halb sittlichen, halb künstlerischen Menschenbewertung erwuchs fast unbemerkt das Giftpflänzchen gründlicher Verachtung, wo wir an Menschen Schwäche, Erfolglosigkeit, Niedergang wahrnahmen. Das persönliche Selbstbewußtsein stärkte sich an den Volksgenossen, die weniger begünstigt an dem großen Konkurrenzkampf um den Erfolg nicht teilnehmen konnten. Und mit der unbekümmerten Lieblosigkeit der Jugend wendeten wir das Naturgesetz vom notwendigen Untergang des Schwächeren und vom Lebenssieg des Starken auf die Menschengesellschaft an. Ein wenig Darwin, ein wenig Nietzsche und recht viel Ueberschätzung der eigenen Leistung: so etwa setzte sich der Glaube unseres Arbeitslebens zusammen. Wahrhaftig keine völlig verwerfliche Lebensauffassung, da sie es an der

eigenen Anstrengung, an Fleiß und Mühe nicht fehlen ließ; aber doch eine einseitige Beurteilung, da sie Erfolg nur nach ganz äußerlichen Merkmalen ermaß:

Was nicht im Leben kernhaft steht,
Ist wert, daß es zugrunde geht.
Nur der Erfolg voll Klang und Schlag
Schafft Recht auf Lohn und Feiertag.

Nun ist der große Krieg gekommen. Jahrelang enthält das Geschick in hocherhobener Wage den äußeren Erfolg den Völkern vor, unsicher, wem es den Sieg zuwägen soll. Und inzwischen ereifern sich die Nationen um ihre Opfer und Lasten, die täglich wachsen; keine will sie vergeblich gebracht haben, keine kann ohne Entschädigung das Kampfgetümmel verlassen. Auch hier gilt wieder nur der äußere Erfolg, und ihn zu erzwingen scheut man nicht die Opfer bis zur Selbstzerstörung. Und während die Völker als Einheiten so ihr Kraftbewußtsein und ihr Machtvermögen messen, schieben sie täglich die zertrümmerten Leben ihrer Angehörigen mit kurzem Dank beiseite. Ehre den Toten, Mitleid den Verkrüppelten, Unterstützung den Verarmten. Aber all das geschieht nebenbei. Die wichtige Aufgabe liegt nicht bei diesen Schwachen, vom Lebenssturm Zerknickten. Mögen sie gestern noch aufrecht als starke Stützen der Volkskraft den Weg zum Erfolg geschritten sein, heute sind sie die Erfolglosen, die die blinde Zufallskugel ausschied. Sie liegen am Weg und empfangen das Almosen der Ueberlebenden, der im Kampf ums Dasein zufällig Siegreichen. Der Lebende hat recht. So und nicht anders kann die Ansicht derer sein, die im Gesetz von Ursache und Wirkung, von äußerer Leistung und äußerem Erfolg die einzige Ordnung des Daseins sehen.

Uns, die wir abseits vom Lebensstrom die erzwungene

Muße zum Umdenken und Umlernen benutzen können, steigen aus unserer Erfahrung Bedenken gegen diese Erfolgslehre auf. Widerspricht sie doch ganz unserem christlichen Empfinden und läßt am Totenfest der Völker die Leidenden trostlos. Aber zunächst und vor allem scheint sie unrichtig zu sein. Wir können doch nicht übersehen, daß auch die Schwachen und Leidenden eine Leistung aufbringen, sei sie auch noch so klein, beruhe sie auch nur in ihrem Leiden. Schon ihr Dasein als Menschen stellt einen seelischen und sittlichen Wert dar, der irgendwie wirksam werden muß. Wo bliebe denn sonst der Gedanke von dem unverlierbaren Wert der Leistung, der Energie? Und der Kämpfer fürs Vaterland, den im Schützengraben nachts die Granate wegrafft, er wirkt durch sein Lebensopfer doch genau so viel wie der Soldat im Angriff. Wir bemerken also, daß alle Taten eine stoffliche und eine seelische Bedeutung haben. Nicht nur der Wirklichkeitserfolg der Menschentaten muß von uns beachtet werden, sondern ihr geistiger Sinn.

In der Geisteswelt aber erkennen wir, daß nicht der Erfolg den Wert der Tat ausmacht, sondern das Opfer, das der Mensch in seinem Handeln bringt. Wir wissen, daß unendliches Arbeiten ohne Lohn bleibt, während es in Absicht und Willen des Menschen höchsten Lobes würdig war. Und nun sehen wir um uns und entdecken, daß es in der Menschheit viel mehr erfolgloses unbeachtetes zweckloses Bemühen gibt als Erfolg. Wir merken, daß höchste Geistes- und Kulturleistungen edler Menschen verachtet und verspottet wurden; wertvollste Erkenntnisse, schönste Gedanken sind durch Ungunst der Verhältnisse niemals ans Licht gekommen. Die Menschheit arbeitet äußerlich mit einer ungeheuren Verschwendung von Geistesmaterial und Seelenwert, während sie nur einen

sehr kleinen Bruchteil der Gesamtleistung zum äußeren Erfolg bringt.

Aber die Gesamtleistung ist doch unverloren da. All das vergebliche Mühen, das vereitelte Sinnen der Menschheit, die Unsumme von Großem und Gutem, das nicht in die Wirklichkeit trat, tut darum doch seinen stillen unbewußten Dienst für alle und ist ihnen notwendig. Die unfertigen Kräfte, die unerfüllten Strebungen, das unaufhörliche Ringen um Besserung, die nie erreicht wird, bildet den Völkern eine Schaffensgrundlage von gewaltiger Tragfähigkeit. Als Heinrich Kleist sein ihm erfolglos dünkendes Leben verzweifelnd endete, hatte er seinem Volk geistig den Weg in die Freiheit gebahnt, und die scheinbar nutzlos aufgebotene Geisteskraft des Dichters unterstützte die Neugründung des deutschen Volkes. Friedrich List, der große deutsche Nationalökonom, hat ein wahres Märtyrerleben des Mißerfolgs geführt, um dem in seinen Zollgrenzen zersplitterten Deutschland ein zweckdienliches Verkehrssystem zu geben. Auch er starb hoffnungslos und krank, durch eigene Hand. Und wenn heute unsere Heere von Ost nach West und wieder zurückeilen und unsere Kraft als Volk vervielfachen, so danken wir es diesem Erfolglosen. Und sollen wir noch Lilienthals und seiner Flugversuche gedenken! Nein, denken wir vielmehr an die vielen Tausende, die auch nach ihrem Tod ewig in dem Bann äußerer Erfolglosigkeit bleiben, an die Masse von Geisteskräften, von Liebesopfern, von guten Absichten und edlen Wünschen, die als namenloser Schatz im Bewußtsein von uns allen mitwirkt und mitleidet.

Es walten über dem Arbeitstag
Viel Kräfte, davon dir kaum träumen mag,
Geheimnisvoll entrückt der Zeit,
Von Gott zu heimlichem Dienste geweiht.

So haben wir ein neues Gesetz gefunden, das höher gilt als das eherne Lohngesetz. Es gibt ein Gesetz von der Nachwirkung des Leids und der Opfer, ein Gesetz vom unvergänglichen Wert des guten Willens und der Sehnsucht. Für das Verständnis dieser hohen Gewißheit müssen wir freilich in die Welt des Glaubens übergehen, mit dem Dichter:

Um uns nach Gottes Ratschluß ruht
Des Unerfüllten Segensgut.

Und sollten wir daran zweifeln, daß gerade das Unerfüllte ein Segensgut ist, so wird uns unsere Religion, das Leben und Sterben unseres Herrn, den vollgültigen Beweis dafür geben. Nirgends in der Weltgeschichte finden wir soviel Unfertiges, Unerfülltes, Zerstörtes vor wie in dem Werk Jesu. Weder hat er zu seinen Lebzeiten seine eigentliche Absicht, das Reich Gottes in den Herzen der Menschen zu gründen, erreichen können, noch ist dies seinen Nachfolgern in zwei Jahrtausenden gelungen. Und doch wirkt dies unvollendete Werk, für das der Meister sein Leben gab, in voller Kraft nach, und gerade das Todesopfer des Gründers, das die Erfolglosigkeit zu besiegeln schien, ist zum Kennzeichen des geistigen Fortschritts und der Zukunftsentwicklung geworden. So stellt uns Christus das neue große Geistesgesetz dar, das sich im Völkerleben seine deutliche erkennbare Gültigkeit erworben hat: nicht das Erreichte, sondern das Gewollte übt die nachhaltigsten Segenswirkungen. Der Wunsch muß immer die Leistung übertreffen, und der Mißerfolg ist Hilfe zu wirklicher Besserung. Unser Volk kann sein Weltgeschick nicht anders erfüllen, als in dem allein christlichen Willensentschluß, sich auch in seiner Gesamtheit tausendfach zu opfern für Ziele, die wir alle sehnlichst erstreben und niemals erleben werden.

Eine allgemein verbindliche, sittliche und christliche Wahrheit spricht daher der Dichter aus:

Es kann kein Werk durch Kraft besteh'n,
Die Sehnsucht muß im Bunde geh'n.
Gilt nur die Kraft als Zukunftswert,
Und sinken der Sehnsucht Flammen,
Bricht unrettbar am Arbeitsherd
Das stärkste Volk zusammen.

Der äußere Erfolg gereicht auch der Gesamtheit nicht zum Segen, wenn nicht die innere Wandlung in Geist und Gesinnung eintritt. Und sie wird unserem Volk zuteil in dem tiefen Verständnis für die Mächte des Unerfüllten, der Kräfte des Wünschens und Strebens, die in unseren abgeschiedenen Volksgenossen geopfert worden sind. Der Segen des Leids kommt dem Ganzen zugute: denn die Leidenden haben Hoffnung. „Selig sind, die da Leid tragen".

II.

Aber mit dem Gesetz vom Wert des Leids haben wir noch nicht den Trost gefunden, der den in unserer Volksdrangsal Leidenden wirksam werden könnte. Es wäre ja hart, sie damit abzuspeisen, daß sie in ihrem Leiden und Opfern die Pflicht gegen die Allgemeinheit erfüllt haben und dabei nicht nutzlos gewesen sind. Und die geistigen Werte, die Hingabe der Vielen an das Ganze, die Geduld und das zähe, treue Durchhalten bis zur Zerstörung von Gesundheit und Zukunft, sie sind doch zu groß, um mit dem gern gegebenen Mitleid belohnt zu werden. Was ist Mitleid? Es ist die freundliche Erinnerung an fremdes Unglück, das uns nichts angeht; die im Lauf der Zeit schnell abnehmende Anteilnahme an einem Zustand, dessen Ursache man immer mehr vergißt

und vergessen will; schließlich wird das Mitleid die dem Geber wie dem Empfänger peinliche Beziehung auf Krankheit und Gebrechen, die man gern aus Augen und Gedächtnis fortbringen möchte. Mitleid ist eine rechte Grausamkeit, wenn es von dem Kraftbewußten verschenkt wird ohne Gedenken an das Verdienst des Leids.

Nicht Mitleid kann daher die Opfer des tragischen Lebenskampfes der Völker heute trösten; denn das Verdienst lehnt das Almosen ab. Wenn wir die Leistung der unerfüllten Entschlüsse, der unvollendeten Lebensarbeiten so hoch anschlagen, müssen wir denen, die sie aufbrachten, mit höheren Gefühlen und Gesinnungen entgegenkommen. Ehrfurcht und Dankbarkeit allein können unsere Verpflichtung vor ihrem Verdienst ausdrücken. Ehrfürchtige Dankbarkeit will daher der Dichter in uns wecken, wenn er mit innigem Anteil das Verdienst des Leides uns vorhält. Um uns lebt und webt eine Geisterwelt des Guten und Edlen:

Das Walten ist's des Ungebornen,
Des Unerreichten, früh Verlornen.

Des Unerfüllten tiefe Macht
Hält über unserm Liebsten Wacht.

Es fällt uns leicht, diese Dankbarkeit aus dem engen Kreis unseres persönlichen Wirkens zu gewinnen. Wir wissen zu genau, wie unser Dasein aus den unbefriedigten Wünschen, dem erfolglosen Arbeiten unserer Väter und Vorväter sich zusammensetzt. Der Großeltern entbehrungsreiches Sparen, des Vaters Lebensopfer für eine gute Erziehung des Sohnes, die der Vater selbst bitterlich vermissen mußte, die Schwesterliebe, die auf Selbständigkeit verzichtete, um dem Bruder die Mittel zu erfolgreicher Laufbahn zu geben: alle diese Opfer

setzen zum guten Teil unser beglücktes Dasein zusammen. Sie haben mühevoll gesät, und uns erwächst die reiche Ernte. Wir bringen ihre Garben! (Ps. 126). Wie sollten wir nicht dankbar sein!

Aber es sind nicht nur die äußeren glücklichen Lebensbedingungen, die geliebte Tote uns hinterließen. Der Geist ihrer Liebe und Entsagung wirkt in uns noch Größeres. Wir fühlen in uns Spannkräfte neuer Lebensregungen, es wirkt in uns gewaltig vorwärts dringender Sinn; lebhaft entzündet sich in uns das Feuer der Begeisterung für ein großes, erfolgreiches Leben, für Gedanken und Leistungen, die viele beglücken sollen. Der Geist des alten Faust Goethes wird uns Vorbild. Und nun glauben wir, das sei unsere Schöpfung und unsere Persönlichkeitskraft. O nein, Wiedergeburt des ewigen Wollens ist es, das in den Toten vor uns zu Grabe ging; Neuerwachen des Geistes, der in tausend Mal tausend Gestalten Herz und Sinn unserer Ahnen erfüllte. Der heiße Lebensdrang, der in ihnen unter schwerer Sorgenlast schwelte, er lodert in uns zu heiliger Freiheit empor. Die Fehlschläge, die ihren Geist brachen, treffen in uns einen durch geschlechterlange Uebung so gestählten Organismus, daß wir mit gewaltiger Federkraft die Last emporwuchten und den ersehnten Schritt im Leben vorwärts machen dürfen. So ist es Ueberlieferung, ist Gnade, was uns wirksam macht; die durch Leiden hindurchgegangene Opfergröße der Vergangenheit entbindet in uns die Mächte des vorwärtsdringenden Willens. Seid dafür dankbar vor allen Dingen!

Diese Uebermittlung und Nachwirkung des Geistes unerfüllter Hoffnungen und Entwürfe vollzieht sich ebenso deutlich in den großen Geschehnissen und Geschicken der Völker und der Menschenkultur. Die wichtigen Unternehmungen in

Wissenschaft und Kunst, die gewaltigen Anstrengungen der Nationen um Freiheit und Fortschritt, um Luft und Sonne auf der Erde, sie sind entstanden aus dem Sehnsuchtsschmerz Unzähliger, die sich vergeblich um ihr Leben quälten. Vor wenig Tagen haben wir den zweihundertjährigen Todestag unseres großen Leibniz gefeiert. Mit Recht gedenken wir dieses ersten deutschen Philosophen, der den deutschen Geist aus dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges gerettet und ihm das Schaffensbewußtsein eingehaucht hat, das heute sich in die deutsche Tat umsetzt. Und wie aussichtslos, sinnlos schien dieses Unternehmen zu seiner Zeit! Wenn wir die zweihundert Jahre deutscher Träume und Hoffnungen, unzähliger Versuche und Lebensopfer für unser Volk überblicken und nehmen hinzu, was wir selbst an Opfern und Leiden und an zerstörten Leben und Wünschen miterlebt haben, dann überkommt uns die staunende Ehrfurcht vor der ungeheuren Gewalt aus hundertjährigem Streben und Arbeiten zusammengesetzten Willens. Durch unser ganzes Wesen dringt das dürstende Verlangen nach dem neuen Volk, nach der Tiefe und Reinheit, dem Einheitsgefühl und der Selbständigkeit, nach denen alle vergangenen Generationen vergeblich gestrebt haben. Wofür all dies Opfern? Damit es besser werde in der Welt. Wofür all die Leiden? Damit die Lebenden sich besinnen und in sich stärker werden zur Lebensüberwindung. Der Erfolg liegt in den Menschenherzen, im Glauben an die ewig unverlierbaren Kräfte des Geistes, der Hoffnung, der Liebe.

So umfassen wir auch die Leidenden der Gegenwart mit Gedanken der Ehrfurcht und unauslöschlicher Dankbarkeit. Wenn wir noch nicht den Segen ihres Opfers einsehen, wir wissen, daß er in unserem Volksleben nicht ausbleiben

kann. Und indem wir ihnen dankend Trost geben, sammeln wir in uns die Kräfte ihrer Leiden durch heiliges Erinnern.

Doch den Leidenden wird nicht nur der Trost der Dankbarkeit von anderen zuteil; in ihnen selbst öffnet sich ein Dankesquell. An unser eigenes Schicksal dürfen wir hier wohl denken, das zu den Leidenden, den Opfern gehört. Ist es uns nicht ein Trost, zu wissen, daß auch unser kurzes wirkungsloses Tun seinen unverlierbaren Anteil am großen Allgemeingeschick hat? Alle Oede des Daseins kann in uns das Gefühl nicht vernichten, daß es eine große Sache war und ist, mitgewirkt und mitgelitten zu haben. Dankbarkeit, auch unsere schwache Kraft in ein gewaltiges Allgemeinwerk eingegeben zu haben, überkommt uns, wenn auch nach vielem Zögern. Denn die Einsicht muß uns bezwingen, daß unser unvollendetes Wollen und Wünschen, unsere geistige Anteilnahme das Gesamtwerk nach Gottes Willen mitbestimmt. Für Leiden, Entbehrungen, Enttäuschungen danken können, das ist nicht die Folge stumpfer Resignation, sondern die tiefe christliche Einsicht in das allwirksame Gewebe göttlicher Gnadenkräfte, in dem kein Lebensfaden sinnlos verloren geht, sondern irgendwo seinen geheim segensreichen Anschluß findet. Die Dankbarkeit für unser eigenes Opfer: das ist unser Trost.

III.

Doch in der Dankbarkeit ist der Trost, den Jesus den Leidtragenden verspricht, nicht erschöpft. Freilich hängt die höhere geistige Tröstung davon ab, ob wir unser Leid auch standhaft tragen. Wenn wir es als tote Last schleppen und frühzeitig wegmüde zusammenbrechen, so kann das Leid nicht die herrliche Energie in uns auslösen, die der Dichter als

die Sehnsucht aus allem vergeblichen Dulden und Hoffen heraushebt.

Das Unerfüllte in unserem eigenen Leben, was soll es uns bedeuten? Als sich die Tore der Gefangenschaft hinter uns schlossen, haben wir wohl alle gehofft, daß diese kurze Episode unseren Lebensaufschwung nicht stören werde. Inzwischen haben wir aber von Monat zu Monat einsehen müssen, welch' gewaltigen Druck unsere Leidenslage auf unser späteres Dasein ausüben muß. Die große Arbeit, die unsere jugendliche Begeisterung uns bereit stellte, wird ungetan bleiben. Stück für Stück geben wir unsere weiten Lebenspläne auf; das Leben ist kurz, die Jahre des Leids und der Fruchtlosigkeit durch die höchste Energie nicht wieder einzubringen. Das bitterste Opfer hat das Schicksal von uns verlangt, die Drangabe unserer Zukunft, wie wir sie erwünscht hatten. Gewiß kann uns Gram und Verbitterung überkommen, wenn wir diese Zerstörung unseres Lebens bedenken. Aber aus dieser Leidesniederlage raffen wir uns bald wieder auf mit neuen Plänen, Wünschen, der neuen Sehnsucht. Gewiß das äußerlich große Lebenswerk, der äußere Erfolg wird uns Kämpfern im Schatten nicht leuchten. Aber indem wir gelernt haben, bescheiden zu sein, unsere Kräfte den Lebensbedingungen anzupassen, die besonderen Aufgaben den besonderen Verhältnissen abzunehmen und über alles eine besonnene Zielstrebigkeit und ein nachdenkliches Weiterarbeiten auszudehnen, ist uns die große Sehnsucht nach Freiheit und Wirken zur Trösterin und Erzieherin geworden. Des Unerfüllten tiefe Macht hat uns aus unserem eigenen Leben ergriffen und uns hineingezogen in den Bannkreis eines unaufhörlichen, tatengewissen Sehnens. Mögen unsere Schaffenskräfte jetzt gelähmt sein, wir nehmen ihre Fähigkeit schon jetzt im Wunsch

vorweg. Mag unsere Kraft in ihrer Vollwirkung überhaupt gebrochen sein, so wird uns neue Kraft aus anderen Quellen unseres Daseins zuströmen. Nur keine Hoffnungslosigkeit! Es gibt für den Christen keine dunkle Zukunft! Und mit sehnsuchtsvoller Zuversicht heben wir unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt.

So schließt der Sehnsucht Strahlenschwinge
Um Gott und uns die goldnen Ringe;
Hoch über dem Leben sollst du hören
Ein fernes Brausen von Engelchören.

Der Trost, der unserem unendlichen Sehnen und Streben antwortet, ist die Gewißheit des Glaubens an ein unvergängliches Streben, Wirken und Arbeiten, an den ewigen Wert auch des Leids. Nicht die Erfüllung, nein, die Sehnsucht nach Erfüllung ist die beseligende Gottesgnade im irdischen Menschenleben.

Und nicht nur diese schaffende Sehnsucht des Strebens richtet uns auf unter der Last unseres Leidensgeschicks; noch schärfer richtet sich an uns der Aufruf des verpflichtenden Gewissens. Sollten wir wirklich zu denen gehören, die das Leid in der Jugendkraft fruchtlos macht, weil ihnen nicht alle Blütenträume reiften. Dann gehörten wir ja zu denen, die auf äußere Kraft und äußerlichen Erfolg trotzten; dann wären wir ja verurteilt, unser Lebensideal uns von den zufälligen Ereignissen des Daseins bestimmen zu lassen. Und dann ist freilich der Kampf mit dem Geschick vergeblich, und der unglückliche Zufall vernichtet unser Leben:

Kraft auf Erden kündet Krieg,
Braust um Türme, ruft zum Sterben.
Ueber Schutt und Lebensscherben
Leuchtet Sehnsucht uns zum Sieg!

Unser Geschick führt gewiß nicht zum Tode, sondern über alles Leid doch zum Sieg, wenn wir unsern leidgeprüften Willen auf die rechte Sehnsucht richten. Uns lehrt das Gewissen, den endlosen Weg der Pflichterfüllung in die Zukunft betreten. Wir erkennen deutlich die Masse des Unfertigen und nie zu Erreichenden vor uns; aber unser Blick wird sich vor diesem Menschenschicksal nicht senken. Der Heiland hat nicht gezögert, den Leidensweg durch enttäuschte Hoffnungen zu wandern, und sein von ewiger Sehnsucht zur Pflicht und zum Opfer erfülltes Vorbild zeigt uns, wie man im Leiden sein und was man durch Aufopferung leisten müßte. Seine Nachfolge wird uns jetzt zur unweigerlichen Forderung und doch zum Trost. Denn in den Jahrtausenden steht vor den Augen aller Leidenden, umgeben von Dankbarkeit und unendlicher Sehnsucht, seine still beseligende Erlösergestalt allein.

Die Sendung Jesu.

Weihnachten 1916.

Eingang: J. S. Bach, Andante der D-dur-Suite.

Schriftverlesung: Jes. 9 v. 1—6, daran unmittelbar anschließend Verse aus Goethes „Des Epimenides Erwachen" 1815.

Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht,
Und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle.
Du machest des Volkes viel, du machest groß seine Freude.
Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte,
Wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt.

Denn du hast das Joch ihrer Last und den Stock auf ihrem Nacken,
Den Stab ihres Treibers zerbrochen.

Denn alle Rüstung derer, die sich ungestüm rüsten,
Und die blutigen Kleider werden verbrannt
Und mit Feuer verzehrt werden.

Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben,
Und die Herrschaft ist auf seiner Schulter,
Und er heißt
Wunderrat, Gottheld, Ewiger, Friedefürst.

Groß ist seine Herrschaft und des Friedens kein Ende
Auf dem Throne Davids und über seinem Königreich,
Das er festigt und stärkt durch gerechtes Gericht
Von nun an bis in Ewigkeit.

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Nun töne laut: der Herr ist da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken, flamm' hinan!

Text: Gal. 4 v. 4 u. 5.

Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, damit wir die Kindschaft empfingen.

Das Fest, das wir heute zusammen begehen, ist uns untrennbar mit Heimat und Familie, mit Kindern und Kindheitserinnerung verbunden. Ob wir nun selbst noch dankbar leuchtende Augen zu geliebten Eltern erheben dürfen, ob sich unsere Blicke auf glückliche Kindergesichter senken, immer ist zur Weihnachtszeit in uns die Freude und Kraft zum Jungwerden; wir machen einmal im Jahr doch das Wort Jesu wahr, daß wir wieder Kinder werden sollen. (Matth. 18, V. 3.)

Nun feiern wir auch in diesem Jahr wieder Weihnachten ohne Kinder, auch ohne Kindesglück in unseren Herzen. Und die Gedanken der Sehnsucht nach dem Kinderland sind uns nicht mehr tröstlich. Wir wollen nicht fruchtlos rückwärtsschwärmen, wir wollen kraftbewußt vorwärtsschauen. Als Männer sammeln wir uns um den Lichterbaum, erwachsene Willensmenschen verlangt unsere Lage. Zu Männern in besonderem Sinn hat uns die eiserne Zeit geschmiedet. Männerweihnachten: ein Widerspruch in sich scheint dies Wort zu sein; und doch muß es einen männlichen Weihnachtsglauben geben. Wo sollen wir ihn finden?

Nicht bei den trauten Geburts- und Kindheitsgeschichten der Evangelien werden wir Anknüpfung für unseren Glauben gewinnen, sondern bei dem Apostel, dessen männliches Weihnachten das Erlebnis vor Damaskus gewesen war. Paulus' Herz hat niemals den Weg zur Krippe in Bethlehems Stall gesucht; die Pilgerfahrt mit den Hirten zum Heilandskind war ihm unwichtig, vielleicht sogar unbekannt. Er sah in Jesus immer den Mann, der auf der Lebenshöhe redet und wirkt als einer, der Vollmacht hat von Gott. Zu diesem Mann zog den Apostel seine innere Ueberzeugung und sein Glaubensgefühl; Ehrfurcht und Treue banden ihn an den Menschen, den er zwar leiblich nie gesehen, der sich ihm aber

geistig als Herr und Christus kund getan hatte. Darin entfaltete sich sein Weihnachtsglauben. Und daß ihm die heilige Weihe nicht fehlte, sagen uns wohl die erhaben einfachen Worte, mit denen der Apostel seine Frohbotschaft anhebt: „Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn!“ So klingt die Weihnachtskunde aus seinem männlichen Sinn und richtet sich auf die vollendete Gottesoffenbarung, die des Heilands Wesen und Persönlichkeit einschließt. Und auch unser Geburtstagsgedächtnis reißt sich heute von der Krippe und dem heiligen Kinde los, es drängt zu dem heiligen Mann, dessen Wesen und Wirken wir heute so wenig begreifen, weil wir es so bitter entbehren. Ein paulinisches Sehnen nach unserem Herrn und Meister soll uns daher heute der Apostel mit seiner Weihnachtsbotschaft lehren. Wir wollen an Paulus' Wort verstehen, *worin die zeitlose und jeder Zeit gemäße Bedeutung Jesu liegt.*

I.

Unser Pauluswort steht im Zusammenhang des Galaterbriefs an einer Stelle, wo der Apostel mit einem umfassenden Ausdruck die Umwälzung bezeichnen will, die das Auftreten Jesu in der Welt hervorgerufen hat. Wir können annehmen, daß in ihm das wichtigste über Jesus erschöpfend ausgesprochen ist. Daher erstaunt uns zunächst, mit welcher Ausführlichkeit der Apostel auf das *zeitgeschichtliche Auftreten* Jesu in dem einen Satz eingeht: es ist, als ob er uns nachdrücklich verwarnen wollte, eine Seite vom Heiland, die wir gern übersehen, nicht für unwichtig zu halten.

So ruht der Ton der paulinischen Aussage besonders auf der Geburt Jesu, recht weihnachtlich. Und doch anders, nicht so poetisch, aber ungemein ernst und bedeutend klingt

es: Jesus „geboren von einem Weibe". Keine wunderbare Verkündigung, keine Engel vom Himmel: daß auch dieser Mensch gerade wie alle anderen unter Schmerzen von seiner Mutter geboren wurde, das ist Wunders übergenug. Dabei denkt Paulus gewiß wieder an den großen Mann, der aus dem kleinen, schwachen Kindlein erwuchs: es ist der männliche Weihnachtsgedanke, der deutlich aus dieser Geburtserwähnung hervorgeht. Aber mehr noch, der Apostel will durch das Zurückgreifen auf des Heilands Geburt das ganze körperlich-menschliche Dasein des Herrn bezeichnen. Wer vom Weibe geboren ist, dessen leibliches Schicksal muß sich vollziehen an und in dem Körper, den Vater und Mutter ihm mitgaben. Er kann und darf sich nicht lösen wollen von den naturgeschaffenen Mitteln und Werkzeugen seines Daseins. Er muß Nahrung zu sich nehmen und sich kleiden, wie es das Naturgesetz von ihm fordert, mag er seine Bedürfnisse auch noch so sehr beschränken. Freundlich und feindlich in stetem Wechsel wird der Lebenslauf an seinem Leib arbeiten, ihn wachsen und abnehmen lassen; und obendrein dieses wehrloseste Geschöpf Mensch mit zahllosen Gefahren und Gewalten, Schmerzen und Leiden belasten. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." (Ps. 103, V. 15, 16.)

Die Wehmut des Psalmisten über die Vergänglichkeit und das Elend des Menschenschicksals liegt auch in des Apostels Wort über Jesus „geboren von einem Weibe". So ist der Herr mit eingeschlossen in dieses Los zu leben, zu leiden und zu sterben mit uns allen. Aber gerade in dieser Teilnahme am leiblichen Leben will Paulus die Bedeutung Jesu darstellen. Ein Mensch wie alle anderen, ist er zu bestimmter

Stunde in den Geschichtsverlauf hineingeboren, hat er wie alle Wesen seine Zeit geatmet in der Sonne, hat mit allen Menschen ein paar Jahre körperlichen Wandels ausgefüllt und sich in diesem natürlichen Daseinsverlauf gar nicht von den übrigen Menschen unterschieden. Ein typisches Menschenleben ist es gewesen zwischen Geburt und Tod: mit viel Entbehrung, viel vergeblichem Hoffen, mit endlosen Enttäuschungen und einem grausam-gewaltsamen Ende. Die Natur hat über Jesus ihre unentrinnbare Herrschaft geübt, hat ihn mit ihrer Schönheit angezogen und umschmeichelt und ihm im schmerzhaften Tod doch auch den Verzweiflungsschrei abgepreßt. Wie ergreifend nahe tritt uns der Herr in seinem körperlichen Leiden. Nicht der Heros kann uns rühren; nur der wirkliche Mensch, der wie wir fühlt und leidet, kann als Bruder zu uns treten. Am Weihnachtsfest ist es uns, den Leidenden, ein Trost, daß der Herr wie wir ein leidender Mensch war, geboren von einem Weibe.

Doch mit dieser natürlichen Bindung an das Menschenschicksal hat Paulus nicht genug; er verflicht Jesus noch enger in das geschichtliche Dasein mit dem Gedanken: *er war „unter das Gesetz getan"*. Der im Rabbinismus erzogene strenggläubige Israelit mußte unter dem Gesetz ohne weiteres das *mosaische Gesetz* verstehen und damit gezwungen sein, sich Jesus als glaubenstreuen Juden zu denken. Und mit diesem Hinweis trifft Paulus die geschichtliche Bedingtheit Jesu in völlig richtiger Weise. Deutlich sehen wir an Jesus seine Anhänglichkeit an das alte Testament, an den Tempel und das jüdische Volk hervortreten. Er wußte in seiner *Bibel* Bescheid und zitierte die Propheten gern; seine Deutungen des Gesetzes waren zutreffend und stellten den tiefen religiösen Sinn heraus, der im Lauf der Zeiten

dem gedankenträgen Volk und einer konservativen Priesterschaft verloren gegangen war. Nicht als einen Auflöser, sondern als Erfüller der Bibel hat er sich selbst bezeichnet. In der religiösen Ueberlieferung und Erziehung, in den herkömmlichen Sitten seines Landes sehen wir ihn mitten drin stehen mit herzlicher Anhänglichkeit an das Gesetz und den Glauben der Väter.

Nicht nur die Gedanken der alten Volksreligion, auch ihr Heiligtum war ihm teuer. Aus der Geschichte des zwölfjährigen Knaben im Tempel schimmert uns die Treue entgegen, die der Mann seinem nationalen Heiligtum gewahrt hat. Zum Passahmahl zieht es ihn nach Jerusalem; die Begeisterung für die Heiligkeit der Tempelstätte führt ihn zum scharfen Angriff auf herrschende Mißbräuche; dort spielt sich aus schroffem Gegensatz der Bruch mit dem Pharisäismus ab, und die furchtbare Fluchrede über die Verstockten wird begleitet von der Totenklage über Jerusalem, die dem Untergang geweihte heilige Stadt. (Mtth. 23.) Welch ein Schmerz für seinen treuen Glauben, zu der Einsicht zu kommen, daß mit der Stadt auch der Tempel zusammenbrechen wird. (Mtth. 24, V. 2.) Für ihn selbst eine bittere Gewißheit, hat sie ihn ans Kreuz gebracht.

Und in dieser Treue zum Tempel spiegelt sich die Treue zu seinem Volk. Als bibelgläubiger Jude hat er sich gefühlt, und an die jüdischen Volksgenossen hat er sich zunächst mit Wort und Tat gewendet. Trotz der Verständnislosigkeit, ja Bosheit, mit der die maßgebenden jüdischen Kreise ihn ablehnten, hat er nicht von dem Versuch abgelassen, wenigstens einzelne von ihnen zu gewinnen. Um so eifriger wandte er sich an die Menschen, in deren Mitte er aufgewachsen war. Und als selbst die engere Heimat, Nazareth, Kapernaum sich

abwandten, da sammelte er die verstreuten Verlassenen und Sehnsüchtigen um sich. Aber immer sind es Juden; selten daß ein Heide an ihn herantritt. Immer noch meint er, es müsse einmal das Eis am Herzen seines Volks schmelzen. Als endlich der Erfolg aufblitzt beim Einzug in Jerusalem, da nimmt das Volk ihn für den politischen Befreier und verkennt seine geistigen Ziele völlig. Es ist ein vergebliches Werben um Menschenherzen gewesen; aber gerade aus der verschwendeten Mühe leuchtet die Anhänglichkeit an sein Volk, Jesu verinnerlichtes geistiges Nationalgefühl. Seine Liebe überschätzte, wie alle Liebe, sein Volk; darin glänzt ihr großmenschlicher Wert. Auch Jesus gehorchte dem Gesetz der Volkszugehörigkeit und der Vaterlandsliebe: innerhalb dieses Pflichtenkreises hat er das Opfer seines Lebens gebracht; selbst dem verständnislosen Volk blieb er treu. Dieser starke nationale Einschlag in Jesu Wesen und Leistung ist etwas ungemein Anziehendes und Stärkendes für Männer, die sich heute in aller Innigkeit und Beschränktheit ihrem Volk für immer verpflichtet haben. Wir alle opfern uns für etwas auf, was auch unserem Herrn der Lebenshingabe wert war.

So erweitert sich das mosaische Gesetz, unter dem Jesus nach Paulus Urteil stand, zu einem allgemeinmenschlichen Gesetz, dem Jesus sich nicht entzog. Das Gesetz von den gemeinschaftlichen Daseinsbedingungen der Menschheit, das sie zu geselligem Leben in Familie, Volk und Staat zwingt, galt auch ihm. Er war abhängig von seiner Zeit und ihren besonderen Anschauungen, teilte ihre Vorstellungen und Sitten. Er bedurfte anderer Menschen, um seine Lebensarbeit zu tun, er warb um Jünger, sammelte Anhänger und war auf ihre Hilfe angewiesen. Der freieste der Menschenkinder mußte sich unendlich oft nach den Schwachheiten

seiner Gefährten richten, sie leise leiten, ihnen Vorurteile ausreden, sie trösten und aufrichten, zur Ausdauer mahnen und ihren schwächlichen Beistand suchen. Noch nicht einmal die schwere Entscheidungsstunde in Gethsemane konnten sie wachend mit ihm durchkämpfen, worum er sie bat. Sein Herz drängt sich zu anderen Menschen in der Not; und er muß das Schwerste durchhalten: von allen verlassen in Zweifel und Einsamkeit sterben. Wie furchtbar er darin litt, sehen wir deutlich aus der Ueberlieferung; die Bedürfnisse menschlicher Teilnahme und Hilfe schlossen ihn eng ein, und ihr Versagen im Leid bedeutete Jesu schwerste Prüfung. Nun verstehen wir es, wie wenig Freude und wie viel Schmerz für ihn darin liegt, daß er mit uns allen unter „das Gesetz" getan ist, unter das Gesetz der geschichtlichen, völkischen, geselligen Lebensgemeinschaft.

Wenn uns des Apostels Wort zu dieser nüchtern-lebenswahren Betrachtung Jesu veranlaßt, so möchten wir fast ungeduldig fragen, ob Paulus denn kein Auge für die Besonderheit des geschichtlichen Jesus gehabt habe. Geht Jesus in dem gemeinmenschlichen Lebensstrom von Freude und Leid dahin, wo bleibt der Grund, daß wir Weihnachten feiern? Aber Paulus hat in unserem Wort das Geschichtlich-Bedeutsame an Jesu zeitlichem Auftreten mit wunderbar weitschauendem Bild bezeichnet: Jesus kam zur Welt, „*als die Zeit erfüllet ward*". Da haben wir unseren Einsatz zur Weihnachtsfreude, aber allerdings mit einer weltweiten tiefsinnigen Bedeutung. Was soll das Wort von der Fülle der Zeiten anderes heißen als: die Geschichte steht in Gottes Hand! Jeder Mensch erhält sein Wirken in der Zeit als eine Gnade, und jedem ist seine Arbeit und seine Wirkung zugeteilt im rechten Maß und im Sinne des Ganzen. Diese

paulinische Wahrheit wirft den Zweifel aus der Geschichte hinaus; Ordnung und höherer Sinn walten in den menschlichen Schickungen, und zur rechten Zeit ist auch der rechte Mensch da. Eine große, fruchtbare Geschichtsauffassung hat mit diesem Weihnachtswort des Paulus eingesetzt und sich sieghaft gegen allen Materialismus bis zu unserer Zeit durchgerungen. Tausendfach hat die Menschheit es erlebt und begriffen, daß sie ihren Julius Cäsar und den großen Karl, ihren Luther, Schiller und Bismarck hatte zur rechten Zeit; sie hat eingesehen, daß die mächtigste Persönlichkeitskraft wirkungslos verfliegen müßte, wenn ihr nicht der Boden bereitet ist durch zahllose Menschengeschlechter. Und diese Wahrheit ist der Menschheit klar geworden an dem wunderbar wirksamen Einsetzen der Lebensleistung Jesu in der Geschichte. In einer Ecke des riesigen römischen Weltreichs wird der Sohn eines Zimmermanns geboren und endet zu Beginn seines Mannesalters ein wirkungslos scheinendes Leben im Verbrechertod. Aber dieses Leben ist in der Zeitgeschichte des israelitischen Volks und seiner jahrhundertelangen Sehnsucht, in dem Ringen und Gähren der Griechenwelt um Klarheit und Wahrheit, in dem religiösen Suchen und der seelischen Zerfahrenheit der vorderasiatischen Kulturgesellschaft und der indogermanischen Völkergruppe so vollendet zweckmäßig, daß eine neue Aera der Weltentwicklung von der Geburt dieses Menschen rechnet: der weltgeschichtliche Weihnachtsgeist in dem Wort des Paulus führt uns so mit einem Schwung auf die Höhe christlicher Menschenbetrachtung. In dem Weihnachtsbeispiel hat Gott in größtem Maßstab der Menschheit ein für allemal gezeigt, was er aus seinen Menschenkindern machen kann, wenn er sie mit der rechten Lebensstunde begnadet. Und wir alle leben in unserem eigenen kleinen Da-

sein von dem heißen Weihnachtswunsch, daß auch auf unser Wirken ein Abglanz fallen möchte des Prophetenworts „Als die Zeit erfüllet ward".

II.

Aber wir würden doch die Bedeutung Jesu gewaltig unterschätzen, wenn wir sie nur in seinem begünstigten geschichtlichen Auftreten finden wollten. Nicht der glückliche Geburtsstern entscheidet über die Wirkung eines Menschen, sondern die persönliche Leistung, mit der er die ihm geschenkte Lebenszeit ausfüllt und ausnützt. In seinem engeren Lebenskreis sind Jesu seine natürlichen und völkischen Lebensbedingungen durchaus nicht günstig gewesen. Und doch ist es ihm gelungen, in einem Schaffen von wenigen Jahren eine unvergängliche Nachwirkung zu erzielen. Worin hat diese Macht seiner Persönlichkeit gelegen?

Auch darüber weiß Paulus in unserer Briefstelle ein Wort zu sagen. Er nennt es Jesu Leistung, „daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste", und behauptet damit ganz Außerordentliches, ja Widerspruchsvolles. Denn eben erst hat er ja klar gelegt, daß Jesus mit allen anderen Menschen dem Gesetz unterworfen sei. So hätte der Abhängige sich und anderen zur Freiheit verholfen: eine gewaltige Tat muß also Jesus in der Menschheit vollbracht haben. Sie liegt in der Stellung, die Jesus zu seinen Mitmenschen und zu seinem Gott einnahm.

Ungemein schlicht und einfach berührt uns die Art, wie Jesus an andere Menschen herantritt. Und doch liegt in der Selbstverständlichkeit seines Betragens und Handelns die Allgemeingültigkeit seines menschlichen Wesens. Vertrauen sucht er bei den Volksgenossen, und sein hilfreiches Verhalten weckt

dieses Vertrauen bei allen, die seiner bedürfen. So sind es allerdings die Gedrückten und Notleidenden, die Zöllner und Sünder, die sich an ihn wenden. Und der Zauber seines Wesens vermag ihnen Linderung, Geduld und Trost zu geben. Wie Jesus getröstet hat mit liebreichem Wort, wissen wir nicht; aber daß er wirksam getröstet hat, daß zerbrochene Menschen aufrecht von ihm weggingen, das wissen wir. Welche Macht mußte ausgehen von seinem Befreiungswort: „Dir sind deine Sünden vergeben"! Und ein grenzenloses Zutrauen zu ihm herrscht in denen, die aus dem Liebesquell seiner Seele trinken durften. Diese mächtige persönliche Wirkung auf die Menschen verbindet er mit seiner Verkündigung, die gerade das von ihnen fordert, was er selbst tut. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter sammelt seine Gedanken über die unendlichen Fähigkeiten wahrer Liebe. Es gibt kein Opfer, dessen die Liebe für die Brüder nicht fähig wäre; keine Mühe und Arbeit ist zu groß; Reichtum und Glück, ja selbst Familie und Blutsbande gelten nichts im Vergleich zu den Wirkungen, die die Bruderliebe tut. Sie versetzt Berge, sie verwandelt die Welt.

Solches durch die Tat zu erweisen ist Jesus möglich gewesen. Die Kraft seiner Hilfsbereitschaft und menschlichen Teilnahme war so stark, daß er denen, die sich ihm vertrauensvoll nahten, auch aus körperlicher Not helfen konnte. Diese Fähigkeit, die ihm selbst überraschend gewesen zu sein scheint und die in seiner unergründlichen Liebesbereitschaft wurzelt, war aber an das Vertrauen gebunden, das seine Anhänger ihm entgegenbrachten. Das Wunder der Liebe vollzog sich in dem Bannkreis seiner Person; und in diesem Kreis, wo die Freude solchen Liebesbesitzes aufjauchzte, mußte der Gedanke vom Anbruch des Gottesreichs Gewißheit werden.

So schaffte der Geist der Liebe um Jesus eine neue Daseinsform, die ihn über das Durchschnittsmenschentum erhebt. Seine Jünger sahen ihn mit Moses und Elias auf dem Berg der Verklärung stehen und später wie Elias gen Himmel fahren, weil schon ihnen diese Liebeskraft unverständlich war. Und nun gar wir, Kinder einer liebloſen Zeit, die selbstsüchtiger und verständnisloſer denn je gegeneinander handeln, wollen wir über diese Liebe und ihre Folgen urteilen, ohne überhaupt eine Ahnung von ihrem Wesen zu haben? Franz von Assisi ist wohl der einzige Mensch, der aus eigener Liebe heraus die Liebe des Heilands in der Welt begriffen hat. Der tiefe Denker Pascal hat das Tor zu Jesu Heiligtum wohl geöffnet, eingetreten ist er nicht. Und wir alle stehen draußen und vernünfteln, statt daß wir uns selbst nach dieser Bruderliebe strecken, von der das Schicksal unserer Seele wahrlich mehr abhängt als von Krieg und Frieden. Deswegen verkündet die Weihnachtsbotschaft immer wieder Liebe und Friede; zeitlos und überzeitlich wirkt das Leben Jesu fordernd und mahnend nach, ob wir uns denn nicht doch von einer höheren Welt ergreifen lassen wollen.

Und gerade auf dieses reinere Dasein weist Jesus mit der anderen Seite seines irdischen Wandels hin, mit seiner Gottesliebe. Das Vertrauen, das er selbst bei den Menschen gewinnt, setzt er in die Macht, die er in köstlichem Liebesvergleich als Vatergüte bezeichnet. Zunächst war diese Verbindung zwischen ihm und seinem Gott die Wurzel seines eigenen Selbstbewußtseins und seiner Leistung. Auf Gott zog Jesus sich zurück bei allen Widrigkeiten seines Lebens; im Verkehr mit Gott, betrachtend, betend, einsam neue Kräfte zu sammeln, die er als nicht von sich stammend empfand, war Jesu unentbehrliche Gewohnheit. Durch diese innige

Verflochtenheit wurde er frei von den Menschen und der Welt; wir sehen wohl, daß diese Freiheit ein schwer erkämpftes Gut für Jesus war; aber ebenso sehr wird uns klar, daß die Durchführung seines Werkes ihm nur durch die Ueberwindung alles Kleinmenschlichen und durch sein unerschütterliches Vertrauen in Gottes weisen Ratschluß möglich war. Seine Seele schließt sich mit Gott untrennbar zusammen.

Diese Quelle seiner Kraft den Menschen zu erschließen ist nun die eigentliche Aufgabe von Jesu Leben gewesen. Nicht seine eigene Güte, Gottes Gnade wollte er zur Anschauung bringen. Sich selbst sah er als den Träger der Gottesbotschaft an, die den Menschen endlich das Wesen Gottes offenbart. Güte ist Gott: gütig waltet er in der Natur. Und wie er über Sperlingen und Blumen wacht, so hütet er auch seine Menschenkinder. In ihm liegt die Liebe, die die Menschen untereinander in kümmerlichem Abbild bewähren; von ihm strömt sie grenzenlos, reinigend, sündenbefreiend aus. Die Liebe Gottes kommt den Menschen entgegen, wie der Vater dem verlorenen Sohn. Das Kind braucht ja nur auf die Kniee zu sinken und zu bitten „Unser Vater". So hat Jesus die Menschheit beten gelehrt, indem er ihr den Weg zum Herzen Gottes wies. Die engste Fühlung mit der Gottesliebe ist nur dem Menschen möglich, der sich vertrauensvoll ihm naht wie das Kind zum Vater. Betend überwand Jesus die Welt in Gethsemane; und durch sein Gebet und seine Mitteilung der Gottesliebe hat er auch uns die Möglichkeit der Weltüberwindung gelehrt. Dem Menschen ist mit dem Zutrauen zu der Gottesliebe ein Daseinspunkt geschaffen, der allen Zufällen des Lebens entrückt ist und ihm seelische Freiheit gibt. Die Not der uns einzwängenden Wirklichkeit, die größere Not unserer Schwachheit und Sünde

wälzen wir durch die Hingabe an die Gottesliebe ab, die uns allein in Jesus lebenswirklich geworden ist. So löst Jesus uns von der Welt und erlöst uns von dem Gesetz, unter dem Paulus geseufzt hat. Eine Tat der Befreiung ist uns allen von Jesus geleistet, da er uns die Bruderliebe vorstellte und die Gottesliebe offenbarte. Und jedes Weihnachtsfest bietet uns aufs neue zur Hilfe Jesus den Lebensführer.

III.

Doch diese große und eigentümliche Leistung Jesu unter den Menschen hat nun nach seinem Tod noch eine besondere Bedeutung gewonnen. Jesus hat uns nicht nur eine neue Auffassung von Gott gelehrt, sondern er hat uns in ein neues Verhältnis zu Gott gebracht. An Jesu Leben und Sterben hat sich also eine religiöse Wirkung angeschlossen, die seinen Anhängern einen anderen Lebenswert gab und Jesus selbst auf eine höhere Daseinsstufe emporhob.

Die tiefe religiöse Wirkung auf die sich zu Jesus bekennende Menschheit hat Paulus in unserem Text mit den Worten bestimmt, „daß wir die Kindschaft empfingen". Der Apostel behauptet also, unsere Stellung zu Gott sei durch das Leben Jesu fundamental geändert worden. Wir stehen zu Gott nicht mehr in der Stellung des unglücklichen, hoffnungslosen Sünders, sondern des vertrauensvollen Kindes, das der Vaterliebe sich getröstet. Die Glaubenszuversicht richtet sich darauf, daß das Versprechen Jesu von dem gütigen Vatergott für Jesu Nachfolger zu einer sicheren Gewähr geworden ist. Die Frömmigkeit hat es aus Jesus herausgefühlt, daß seine Verheißung der Gottesliebe eine Verbindlichkeit ist für die, die sich an Jesus als Lebensführer halten. Ein Aufschwung aus dem Gebiet der Hoffnung in

die Welt der Glaubensgewißheit ist daher in der Persönlichkeit Jesu für alle eingeschlossen, die sich von der Nachwirkung seines geistigen Wesens, seiner Bruder- und Gottesliebe anziehen lassen. Hier erst erfaßt uns die volle tiefe Weihnachtsstimmung: der Mensch, dessen Geburt wir feiern, hat uns alle zu Gotteskindern gemacht. Mag sein, daß wir Männer dessen nur selten uns bewußt sind; dann ist es unser Fehler, wenn wir uns mit Jesu Leben und Tat nicht befaßt haben. Denn jeder gereifte Mensch, der sich mit Aufmerksamkeit in die eigentümliche Kraft des Lebens Jesu versenkt, wird aufs neue spüren, daß er aus ihm einer engeren tieferen Verbindung mit Gott gewiß wird.

Hat so unser geistiges Dasein aus Jesu Leben den Segen empfangen, das Gefühl der Gottgeborgenheit, der Gotteskindschaft zu besitzen, so hat dieser Gewinn auch unseren Herrn Jesus in ein höheres Betrachtungsgebiet gesteigert. Mit wundersamer Sicherheit gibt Paulus dieser menschlichen Verehrung und Liebe Ausdruck, wenn er sagt „Gott sandte seinen Sohn". Unendlich mehr ist damit gesagt, als: Jesus war ein Gotteskind wie wir alle. Hier rückt ihn unsere Andacht und Liebe über uns als den Einzigen, der in bitterem Leben und Sterben uns zum Vatergott geführt hat. Er allein hat die Vatergüte Gottes voll erkannt und an sie geglaubt auch am Kreuz. Dadurch erst ist die Gottesliebe der Menschheit klar geworden. Der aber, der zu dieser Tiefe des göttlichen Wesens und Waltens den Weg fand, ist uns der Erlöser, der Christus. Er selbst hat ja die Ahnung dieser göttlichen Zugehörigkeit angedeutet und hat sie in allen seinen Taten und Leiden von sich ausströmen lassen. Eine fromme Gewißheit erfüllt uns daher in der Weihnachtsbotschaft, daß Gott, als die Zeit erfüllet ward, seinen Sohn

gesandt hat, damit die Menschenkinder sein Vaterherz fänden.

Diese Anknüpfung an die Vergangenheit schließt aber die religiöse Zuversicht ein, daß der Herr immer und zu jeder Zeit zu uns kommt, wenn wir ihn suchen. Allen Zeiten gültig und überzeitlich ist das Leben, das von seiner Persönlichkeit ausgeht. Und jede Weihnachtserinnerung gibt uns aufs neue die Gewißheit, wie dringend notwendig uns sein Geist und sein Wesen sind. In der Einsamkeit eines verschlagenen Daseins, in der Oede der von der Liebe verlassenen Zeit und Welt strecken wir heute wieder Arme unendlicher Sehnsucht nach unserem Heiland und rufen aus Herzensgrund die uralte Weihnachtsbitte: „Komm Herr Jesus!"

Der Ausgang des Lebens Jesu.

Karwoche 1917.

Wenn wir als Kinder zum ersten Mal die Bibelbilder Ludwig Richters oder gar Radierungen Rembrandts zum Leben Jesu vor die Augen bekamen, so entfuhr uns wohl der erstaunte Ausruf „Also so haben diese Leute ausgesehen!" Die farbenprächtigen Goldgemälde frommer Kinderphantasie entschwanden vor den Vorstellungen einer Wirklichkeit, die, mochte sie auch noch recht wenig den Tatsachen entsprechen, doch immer schon den Eindruck einer allgemeingültigen Richtigkeit machte. In ganz einfachen Umrissen ging uns damals der Unterschied von Religion und Geschichte auf: wir mochten uns zwar nicht von unseren goldenen Heiligen trennen, und

doch zogen uns die ernsten Züge lebendiger Menschen der Vergangenheit unwiderstehlich an.

Den sonderbaren Vorgang unserer Kindesseele müssen wir als erwachsene Menschen immer wieder wachrufen und nachdenkend wiederholen. Denn dem gereiften Kopf liegt es nahe, die religiösen Vorstellungen auf der Stufe naiver Kindlichkeit stehen zu lassen und in der Religion mit dem Goldton der Phantasie zu malen. Oder er unternimmt es, in der Religion geschichtliche Vorgänge festzulegen, die sich in keiner Weise über den Strom der geschichtlichen Weltverhältnisse überhaupt erheben und daher keine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Also auch dem Erwachsenen ist der Unterschied von Religion und Geschichte klar; nur muß er das eigentümliche Problem erkennen, das ihm in diesem Unterschied aufliegt: nämlich Religion und Geschichte zusammenzubringen.

Religion und Geschichte gehören im Christentum zusammen. Diese Behauptung wird uns aufgezwungen, wenn wir in unserer Glaubensüberlieferung das Heilige in der ganz bestimmten Form persönlichen Lebens auftreten sehen. Es ist geradezu das überwältigend Neue des Christentums, daß es das Heilige nicht mehr in einer abstrakten Idee, in einer Gottesvorstellung von Allmacht, Güte, Weisheit birgt, sondern in dem Reichsten und Geheimnisvollsten, was die Geschichte dem Menschen zu zeigen hat, in der menschlichen Persönlichkeit. Dieses Heilige, was der Mensch in der Geschichte besitzt, hat nun die christentumgründende Persönlichkeit klargelegt, indem sie den unendlichen Wert der Menschenseele verkündet. Wir sehen, mit dieser Auffassung stellte dieser Glaubenskünder den Kern des geschichtlichen Lebens, die Menschenseele, in den Mittelpunkt. Und es ist nur begreifliche Folge, daß seinen Anhängern die Seele dieses Mannes

als der Gesamtausdruck der Menschenseele überhaupt erschien. Als Menschenseele ist aber das Geistwesen niemals nur in der Geschichte und als vergänglicher wandelnder Daseinsimpuls gefaßt worden, sondern immer zugleich als unvergängliche Kraft. Damit aber wird die Menschenseele der Geschichte zur Seelenidee der Religion. Und Geschichte und Religion verbinden sich in dem Grundsatz des Christentums vom Unendlichen Wert der Menschenseele.

Der Entstehung des Christentums liegt also eine machtvolle Gedankennotwendigkeit zugrunde, nämlich das letzte geistige Bedürfnis des Menschen, das Heilige zur Wirklichkeit zu gestalten. Diesem Bedürfnis gehorchte der hellste Geist der Menschheit, wenn er die Menschenseele in ihrem innerweltlichen Dasein als die entscheidende Kraft der Geschichte und des Lebens überhaupt ergriff und sie als solche zu Gott gehörig betrachtete. Den größten Werten des Menschendaseins wurde durch diese Herleitung von Gott ewige Bedeutung und Dauer verliehen. Die Wahrheit von der wundervollen unvergänglichen Wirkungsfülle menschlicher Seelenkräfte ist seit jenen Tagen der Menschheit zu allgemeiner Gewißheit geworden, und eine notwendige Folge war es, daß die Menschheit in der Seele des Menschen, der als erster die geschichtliche Macht des Seelenlebens zu ewiger Kraft und Nachwirkung umdachte und umgestaltete, die gesamte Fülle seelischer Freiheit, Weltüberwindung und Ewigkeitshoffnung religiös verehrte.

Wir können uns nur einen sehr unvollkommenen und verkürzten Begriff bilden von der für die Entwicklung des menschlichen Geistes entscheidenden Zusammenlegung von Religion und Geschichte, die in Jesu Verkündigung und Persönlichkeit sich vollzogen hat. Der Gedanke ist zu groß und in

seinen Folgen für alle Regungen menschlichen Daseins zu unübersehbar, als daß der menschliche Kopf zu seiner Ueberschau ausreichte. Ist schon die Geschichte immer größer als der Mensch, wievielmehr die Geschichte an ihrem größten bisherigen geistigen Wendepunkt. Aber es begreift sich, daß der Mensch, wenn er sich selbst und sein Dasein verstehen will, sich immer wieder um die geschichtlichen Tatsachen bemühen muß, aus denen wir allein die Erklärung unserer ganzen christlichen Zeitära und vorläufig auf unabsehbare Zeit auch die Deutung der Gegenwart und Zukunft ermöglichen können. Aus diesem Grunde lenken wir als Christen und als Gebildete unsere Aufmerksamkeit auf die geschichtlichen Erscheinungen, die Jesu Lebensende im Seelengeschehen der Menschheit zu einem einzigartigen Vorgang mit unverlierbarer Nachwirkung gestalten.

Das messianische Selbstbewußtsein Jesu
Palmsonntag, 1. April
Der leidende Messias Dienstag, 3. April
Jesu Lebensende unter messianischem Gesichtspunkt
Gründonnerstag, 5. April.

An diese Vorträge schloß sich die folgende Karfreitagspredigt gedanklich notwendig an. Denn sie will zeigen, daß die paulinische Vorstellung vom Christus die richtige Vergegenwärtigung des Jesus war, der als körperliche Persönlichkeit nicht mehr lebt, aber seine gedankliche Folgewirkung in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens unendlich fortsetzt.

Der Segen vom Tode Christi.

Karfreitag, 6. April 1917.

Vor- und Nachspiel aus J. Haydn „Die sieben Worte am Kreuz", erster und letzter Satz.

Schriftverlesung: Mark. 15 v. 20—37: Die Leidensgeschichte.

Text: 2. Kor. 5 v. 15—17.

Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Darum von nun an kennen wir niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.

In unserer Karfreitagsgemeinde heute ist wohl kein einziger, der nicht hätte sterben sehen. So kann jeder ehrlich sich davon Rechenschaft geben, welch' schauerlich geheimnisvollen Eindruck der Tod auf ihn gemacht hat, als er ihn neben sich, vor sich sah. Und wir werden gern begreifen, daß der natürliche Mensch dem Tod aus dem Wege geht und sein Gedächtnis meidet. Ja es ist, als ob eine gütige Fügung uns recht schnell die verhüllenden Schleier des Vergessens über unsere Erinnerung würfe: so hurtig entschwinden uns die ernsten Bilder des Todes. Auch die wenigen Jahre, die uns höchstenfalls das Schmerzensbild der sterbenden Eltern geleitet, sollten wir nicht zu hoch anschlagen; denn die helle Erinnerung erlahmt, trotz unseres Bedauerns, und die Kraft des Geistes wendet sich freudigeren und fördernderen Betrachtungen zu.

Aber es fragt sich, ob die Natur uns damit einen guten Dienst erweist. Wäre es vielleicht nicht gerade wichtig, wenn

unser Gedächtnis uns treuer unsere ernsten Erlebnisse bewahrte? Jedenfalls gibt es uns zu denken, daß unsere christliche Religion ein Todesereignis in ihren Mittelpunkt stellt und sich schon damit in Gegensatz zu dem natürlichen Menschenempfinden setzt. Dieser schwermütige Zug am Christentum ist früh empfunden worden: Fernstehende mußten ja glauben, daß diese Religion anstatt die Ihren aufzurichten sie niederdrücke; und bis heute gibt es zahlreiche Christen, ja ganze kirchliche Gruppen, die sich dem Todesgedanken des Karfreitag entziehen. Uns aber darf nicht der gleiche Wunsch abseits führen, wenn wir zur Entstehung unseres Glaubens den rechten Mut haben. Denn das unerschütterlich gewisseste Ereignis unserer in der Geschichte gewordenen Religion ist der Tod ihres Gründers. Kein Zufall und keine Willkür ist es, daß das Kreuz in unsere Religion einen durch die Jahrtausende sich verlängernden und vertiefenden Schatten wirft. Der Todestag Jesu ist der Geburtstag des Christentums. So sehr uns die Lebenssehnsucht auf Ostern zutreibt, wir wollen uns geduldig in die Tatsache versenken, daß ein Tod eine ungeahnte Lebensfülle nach sich gezogen hat.

Schon die ersten Jünger haben den Gegensatz zwischen dem zeitlichen Tod Jesu und ihrer inneren Gewißheit seines dauernden Nachlebens durchkämpfen müssen. Ihnen half dabei noch die persönliche Erinnerung an Jesus. Zum Entscheid, ob eine Todestatsache Grundlage der neuen Religion sein kann, kommt es erst bei Paulus. Mit einer ganz unwiderstehlichen Entschlossenheit und Klarheit faßt er den Gegensatz zwischen der geschichtlichen Laufbahn Jesu und der Bedeutung, die der Christus in seinem eigenen Glauben einnimmt. Er erkennt, daß die Wirklichkeit zum Ideal werden muß; aber weit entfernt nun die Tatsachen zu beugen, ändert

er vielmehr das gesamte durchschnittliche Religionsdenken, läd ihm das Aergernis des Kreuzes auf und bringt es fertig, die geschichtliche Tatsächlichkeit des Todes Jesu zu einer gedanklichen Wirklichkeit des christlichen Glaubens umzugestalten.

Man hat in der Gegenwart die gewaltige Geistes- und Glaubenstat des genialen Apostels verdächtigen wollen, sie stelle eine unnötige Veränderung des Jesusglaubens und eine Vergewaltigung seines geschichtlichen Grundsinns dar. Dabei bedenkt man aber nicht, daß eine einfache geschichtliche Tatsache nicht Grundlage einer Religion bleiben kann. Wir haben ja gesehen, wie schnell der Mensch seine Toten vergißt. Und glauben wir wirklich, die Menschheit hätte zwei Jahrtausende lang den Tod Jesu im Gedächtnis behalten, wenn sie des eigenen Fleisches und Blutes so kurz eingedenk bleibt? Notwendigkeit war es, daß die Erlösergestalt, die nur einer kleinen kurzlebigen Menschengruppe ewige Gewißheiten mitgeteilt hatte, durch diese fromme Gewißheit der Gläubigen in einem dauernd gegenwärtigen Gedanken festgehalten und über die Geschichte erhoben wurde. Und da der Erlöser in seinem Tode die ganze Fülle seiner Liebe und seines Glaubens anbot, mußte gerade dieser Tod zum ewigen Kennzeichen des Christenglaubens werden. In diesem geistigen Vorgang verbirgt sich die Grundfrage des persönlichen Christentums, die jeder sich immer wieder auf's neue beantworten muß. Weit gefehlt, wenn wir meinen, Petrus oder Paulus hätten nun ein für alle Mal die Karfreitagsgeschichte zum Christenglauben erhoben und man brauche nur ihre Formeln anzunehmen, um Christ zu sein. Vielmehr bleibt die Frage immer neu brennend: *Wie kann der Tod Jesu uns heute zum Segen werden?* An dieser Frage hängt schließlich der ganze

Christenglaube, an der Frage nach der Bedeutung des Todes Jesu für uns. Paulus aber als ihr erster und tiefstgründiger Beantworter wird uns der zuverlässige Führer sein.

I.

Als Paulus etwa 25 Jahre nach Jesu Tod die dem menschlichen Gedächtnis allmählich entschwindende Person und Bedeutung des Heilands seiner Zeit vergegenwärtigen wollte, griff er aus der geschichtlichen Erinnerung an Jesus das Ereignis heraus, das vor den Augen der Welt und auch in der Empfindung Jesu selbst das erstaunlichste gewesen war, den Kreuzestod. Und die Bedeutung der Karfreitagstatsache gewann in der frommen Ueberzeugung des Apostels solche Kraft, daß sie die geschichtliche Gestalt Jesu, die Paulus zudem nur aus mittelbarer Quelle kannte, zu verschlingen schien. Diese Einseitigkeit seiner Christusauffassung ist aber mißdeutet worden, wenn man aus ihr eine Kreuzestheologie herauslas, der es nur auf die Todestatsache Jesu ankam. Paulus war weit davon entfernt, an Jesus nur dessen Tod für wesentlich zu erachten; nur weil ihm dieser Tod der vollendete und erfüllte Ausdruck des Jesuslebens erschien, hob er ihn oft allein hervor. Hätte er geahnt, daß Christen daraus auf die alleinige Wichtigkeit des Todes Jesu schließen könnten, er hätte gewiß Ausdrücke gemäßigt, die in seinem Gefühl immer Tod und Leben Jesu zusammenschlossen. Für ihn war der Tod der erhabene und gottgewollte Erfolg des Lebens Jesu und erhielt nur auf dem Hintergrund des Lebens seine Wirkung.

Wenn daher der Apostel zu Anfang unseres Textes sagt: „Christus ist für alle gestorben", so haben wir diesen Gedanken gleichzusetzen mit „Christus hat für alle gelebt". Nur in der Einbeziehung des Lebens Jesu in den Tod wird der

Wert des Todes klar. Ein liebloses Leben kann durch einen aufopfernden Tod nicht zu der vollen Segensauswirkung gebracht werden, weder an Jesus noch an seinen Nachfolgern. Aber gar zu schnell hat das Durchschnittschristentum sich an derartige Vergleiche gehalten und gemeint, ein bischen Frömmigkeit in der Sterbestunde decke das übrige Leben zu: nur auf den anständigen Tod komme es an; das Leben des Christen sei ziemlich verantwortungslos.

Solche bequeme Gedanken in der korinthischen Gemeinde will Paulus widerlegen, wenn er in geistvollem Gegensatz den Tod Jesus' im Leben wirksam zu zeigen auffordert. „Christus ist gestorben, damit die Lebenden nicht mehr sich selbst leben". Der Tod Jesu kann aber diese Vertreibung der Selbstsucht aus den Menschen nur nach sich ziehen, wenn er das geistige Leben Jesu einschließt. Bezeichnend sagt Paulus kurz vorher „die Liebe Christi zwingt uns" (v. 14). Diese Liebe Jesu zeigt sich auch für Paulus nicht nur im Tode, sondern im Leben bis in den Tod. Und daß solche Liebe uns zwingen kann, ist keine einseitige dogmatische Behauptung, sondern die Hervorkehrung des allgemeinen sittlichen Gesetzes, daß Menschen untereinander sich in ihrem Leben und auch nach ihrem Tode tief beeinflussen. Am stärksten hat dieses Gesetz bisher zu den Menschen aus der Person Jesu gesprochen.

Daher hat der Apostel doch auch für alle Zeiten und für uns recht, wenn er Leben und Tod Jesu für eine Macht erklärt, die vor allen anderen uns zu heiligen in der Lage ist. Denn Jesu Leben ist in besonders reinem Sinn Aufopferung und geistige Hingabe für alle gewesen. Die Liebesgesinnung, die ihn beherrschte, dehnte sich über alle Menschen aus und verband sich mit seinem Ehrfurchts- und Treuegefühl zu Gott dem Vater. Wir sehen deutlich in seinem

geschichtlichen Leben, daß die Betätigung dieser beiden Liebesgefühle, der Bruderliebe und der Gottesliebe, ihn mit Notwendigkeit in den Tod führen. Er selbst hat diesen unerbittlichen Abschluß seines Lebens erkannt und in harter Selbstüberwindung anerkannt. Dann aber hat die Folgezeit wohl die Pflicht, in diesem Tod des Heilands die Krone seines Lebens zu sehen; und sie kann aus dem Karfreitagsereignis allerdings die volle bessernde Wirksamkeit des geschichtlichen Daseins Jesu herausziehen.

Zwei Lebenswirkungen hebt Paulus aus dem Todesopfer Jesu für die Gegenwart hervor, beide so allgemeingültig, daß wir uns allerdings ihrer inneren Wahrheit nicht entziehen können. Einmal behauptet er, daß die Christen, die den Sinn von Jesu Leben und Tod verstanden haben, keine Egoisten mehr sein können. Das Vorbild Jesu muß auf die ihm Angehörigen heiligend und bessernd wirken. Kein Gedanke war aber Jesu ferner als der an sein persönliches Wohlsein. Selbst wenn er sein dürftiges, aufopferungsreiches Leben noch mit einem Gefühl von Eigenliebe hätte verbinden können, so hat der Tod doch von ihm die restlose Selbstverleugnung verlangt. Daher enthält sein Tod für alle auch die Forderung für alle, den Grundschädling des eigenen Lebens auszurotten. Man wird wirklich nicht sagen können, Paulus behaupte damit von Jesu Tod eine fernliegende und unverbindliche Wirkung. Vielmehr trifft er den zentralen Sinn des Todes Jesu in der Geschichte, wenn er aus ihm die einfache Aufforderung heraushebt: Nun seid keine Selbstsüchtlinge mehr! Selbstsucht paßt nicht zu Jesus, am wenigsten zu seinem Tode. Und wenn wir ganz von Paulus absehen und uns vor die geschlossene geschichtliche Gestalt des Heilands stellen: unmittelbar wirkt seine Person als Mahnung zur

Selbstverleugnung. Man kann nicht das Karfreitagsevangelium verstehen und dabei an sich, an die eigenen kleinen Lebenswünsche und kurzen Hoffnungen denken; auch das uns Wertvollste wird gering neben dem Kreuz.

Doch dieser Selbstverzicht genügt nicht, um die Lebenswirkung auf unser Verhalten aus Jesu Tod voll herauszuholen. Nicht nur ein Sich-Aufgeben wird von uns verlangt, sondern ein Sich-Einsetzen. In köstlichen Vergleich kleidet Paulus diese Aufforderung: „Ihr sollt dem leben, der für euch gestorben und auferstanden ist." Wie eine fast unnötige Bemerkung, nur für die mit noch trüben Augen bestimmt, klingt die Zufügung der Auferstehung zum Tode Jesu. Denn liegt nicht allein im Tode Jesu die volle Veranlassung, uns für ein Leben wie das des Heilands einzusetzen! Der Tod umschließt nicht nur das vorhergehende, sondern auch das nachfolgende Leben. Und mit der Macht des Lebens zwingt sich der Tod Jesu seinen Gläubigen auf. Karfreitag schließt Ostern ein; aber nicht nur in der Gestalt Jesu, vielmehr besonders in seinen lebenden Nachfolgern. Sie sollen leben dem, der in ihnen Tod und Auferstehung hat. Das heißt also doch Opfer für Opfer und Leistung für Leistung bringen! Gewiß, wir bleiben weit hinter dem Vorbild dessen, der sich durch den Tod hindurch das Leben der Hoffnung und der Nachwirkung bei seinen Gläubigen erkämpft hat. Aber ihm leben heißt ja auch nicht ihm gleichkommen. Den Versuch jedoch, ihm nachzufolgen, das dauernde Verpflichtungsgefühl vor seinem Tod verlangt sein geschichtliches Leben. Paulus hat sich mit dieser Forderung, dem Heiland zu leben, nicht aus der Welt der Tatsachen und geschichtlichen Wirklichkeiten erhoben. Von einem Todesereignis redet er und läßt diesen Tod als Warnung vor Selbstsucht und als Mahnung zur

Bruderliebe und Gottesliebe vor uns erstehen. Aber in diesem Tod faßt er die ganze Liebesgestalt Jesu aus dem Leben heraus und stellt sie vor uns als der Gegenliebe wert. Jesus lieben durch die Tat im eigenen überlegten, aufopfernden Leben: das ist die Wirkung des Todes Jesu, die auch heute noch der Welt gilt. Die Aufforderung dazu ist so einfach und persönlich, wie der Segen des sterbenden Vaters über den Sohn: vergiß mich nicht und bleibe mir treu! Wie sollte dieses Einfachste und Reinste aus dem Tode Jesu in der Geschichte verloren gehen, wenn es die Liebe ist, die wir immer neu untereinander fühlen und doch nie so wie er erfüllen können! Die großartige Aufforderung zu Liebe und Güte, die im Tode Jesu zum Ausdruck kommt, wird in ihrer unmittelbaren Ueberzeugungskraft Christen immer neu bezwingen.

II.

Doch fragt es sich, ob die Bedeutung des Todes Jesu für uns sich in der gewaltigen Mahnung zu Opfer und Liebestat erschöpft, die gewiß aus keinem Geschichtsereignis so wirksam an uns herandringt. Steckt nicht in des Apostels Aufforderung, dem für uns gestorbenen Christus zu leben, ein vollerer Sinn, als wir ihn mit der Mahnung, Jesu nachzufolgen, trafen?

Hier schlägt Paulus eine Gedankenlinie ein, die eine ganz überraschende Erkenntnis des geistigen Geschichtsverlaufs verrät. Wir würden sie für viel zu neuzeitlich halten, wenn wir sie bei dem Apostel nicht ganz in seinen persönlichen Glauben verflochten vorfänden. Sein Verstand sagt ihm, daß das geschichtliche Leben Jesu mit dessen Tod zu Ende ist; sein Glaube dagegen erlebt es, daß dieser Jesus nun weiter

eine Lebenswirkung unter den Menschen ausübt; so kommt er zu der Forderung, daß diese Lebenswirkung auch in die Zukunft weiter geht. Diese Wirkung kann aber nicht die des geschichtlichen Lebens sein, die ja mit dem Tode aufhört. Die Nachwirkung Jesu ist also mit seinem Tode neuartig geworden, ganz verschieden von dem geschichtlichen Jesusleben. Und die Wichtigkeit der rein geistigen Wirkung Christi ist so überragend, daß das geschichtliche Jesusleben ganz zurücktritt: „ob wir auch Christus nach dem Fleisch gekannt haben, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr". Damit erfaßt Paulus deutlich den Unterschied zwischen der geschichtlichen Persönlichkeit und ihrer geistigen Nachwirkung. Allerdings wird ihm dieser Unterschied nur in der Religion klar, in der die Persönlichkeiten mit besonderer Beharrungskraft als Gedanken nachwirken. Ebenso ging Lessings scharfes Denken von der Religionswissenschaft aus, wenn er Geschichtstatsachen als zufällig hinstellt gegenüber den notwendigen Vernunftwahrheiten. („Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" 1777: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden").

Auf dieses große Geistesgesetz der Verwandlung der Geschichte in Vernunft will Paulus hinaus. Er behauptet, daß die geschichtliche Erscheinung Jesu zu einer notwendigen Vernunftwahrheit geworden sei. Das geschichtliche Leben Jesu ist auch vor der Religion nur eine vergängliche Episode; der gedankliche Gehalt dieses Lebens aber ist übergeschichtlich, er gehört dem religiösen Menschheitsdenken überhaupt an und er tritt in seine volle Gedankenwirkung im Tod Jesu. Nun versteht man, warum Paulus den Tod Jesu so betont: er ist nicht als geschichtliches Ereignis allein wichtig; er ist vor allem das Symbol, unter dem der geschichtliche Jesus in die Idee Christi, des Erlösers übergeht.

Es ist nicht ganz einfach, hinter die Karfreitagsgedanken des Apostels zu kommen; denn sie erheben sich hoch über den durchschnittlichen Gedanken vom Opfertod Christi. Gewiß auch diesen Gedanken hat der Apostel geschaffen und vertreten. Aber der Tod Jesu ist ihm mehr als die hohe sittliche Aufopferung eines Menschen. Er ist der Uebertritt einer geschichtlichen Menschenseele in das Gebiet freier gedanklicher Nachwirkung. Der Tod ist das Ende der Geschichte, und nun beginnt Größeres als die Geschichte: wir kennen jetzt nicht mehr den geschichtlichen Jesus und brauchen ihn nicht mehr zu kennen. So übertreibt Paulus den Gedanken, ein Trost für die, die durch Jahrtausende vom geschichtlichen Jesus getrennt sein Bild nur in unsicheren Linien noch zeichnen können. Denn das Herrliche des Heilands lebt nicht in den zufälligen Vorgängen seines Lebens, es wirkt in den gewaltigen Gedankenkräften der Wahrhaftigkeit, Treue und Liebe, die sein Tod in ihm befreit hat. Der Tod Jesu bringt Größeres zuwege als geschichtliche Erinnerung und Nachwirkung, er erzeugt dauernde Vergegenwärtigung der Seelenkräfte, die sich in geschichtlichem Leben und Tod unvergänglichen Wert für die Menschheit erworben haben. Wenn daher Jesus sich selbst nicht als Mittelpunkt des Evangeliums bezeichnen konnte und durfte, seine Anhänger mußten seine Gestalt in ihrer dauernden Nachwirkung zwingend notwendig zur Bedingung des Christenglaubens erheben. Im Fortschritt von Jesus zu Christus, den Paulus zuerst klar ging, erfüllte sich das Vernunftgesetz des Christentums.

Der Karfreitagstod kündet also mit dem Ende der Geschichte auch den Anfang der rein geistigen, gedanklichen Gegenwart Christi: die Gewißheit seines übergeschichtlichen geistigen Daseins ist so sicher, wie uns die Idee der Persön-

lichkeiten Luthers oder Schillers gegenwärtig und auf uns wirksam ist. Und diese uns unmittelbar lebenswirkliche Gedankenerhaltung überträgt nun der fromme Sinn des Apostels mit unendlicher Glaubenstreue auf alle Menschen in der Christusgemeinschaft: „Darum von nun an kennen wir niemand nach dem Fleisch." Unter dem Druck der geistigen Christuserkenntnis als Gegenwart gewinnt das Leben aller Christusgetreuen etwas Ueberzeitliches. Was kommt es auf all den geschichtlichen Kleinkram an, mit dem das tägliche Leben unser Dasein belastet. Die Seele lebt über dem Tatsachenschwall, sie lebt von ewigen Forderungen und Sehnsüchten, die sie in der Gegenwartsseele des Heilands erdenkt. Aermlich wäre es ja, wenn der Christusgläubige in seinem Mitmenschen nur die Ansammlung von leiblicher Bedürftigkeit und geistiger Not im irdischen Dasein erkännte; vielmehr ergreift er in ihm die Gegenwart eines ewigen Geisteslebens, das von der Todesstunde Jesu an sich als unverlierbare Wirklichkeit in all den Menschen vorfindet, die sich mit grenzenloser Gewalt von dieser einzigartigen Lebenskraft angezogen, hingerissen, erfüllt wissen.

III.

So kann der Apostel eins der mächtigsten Ewigkeitsworte aussprechen, die der Wahrheitssinn des Menschengeschlechts immer neu bestätigen wird: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen; siehe es ist neu geworden." Wir merken sogleich: hier ist noch eine Steigerung an der Bedeutung Christi vorgenommen. Bisher hat der Apostel den Tod Jesu aus der geschichtlichen Vorbildlichkeit als Opfer in das Gebiet der reinen gedanklichen Gültigkeit gerückt: des Herrn persönliche Nachwirkung ist

eine übergeschichtliche geistige Kraft. Jetzt erhebt Paulus aber die Möglichkeit solchen freien geistigen Daseins von Christus und von uns in das Gebiet der Gefühlsbestätigung, des Erlebnisses, der inneren Wahrheit. Zu dieser Gewißheit hat nur der Christ Zutritt, der sein Selbst in die dem Apostel kongeniale Gefühlsschwingung zu versetzen mag.

Hier heißt es nicht mehr: dem Herrn leben; sondern „in Christus sein". Das könnte mystisch gemeint sein als ein Gefühlsaufgehen im Heiland, wie es auch der Pietismus versucht. Aber diese Gefühlsschwärmerei wird bei Paulus ausgeschlossen durch seine vorausgehenden Gedanken. Wer in Jesus das Vorbild und die stets gegenwärtige Kraft der Liebe und der Selbstüberwindung sieht, bleibt auch im Gefühl der höchsten Hingabe an den Heiland innerlich klar und bewußt. In Christus sein heißt für Paulus: von den ewigen Gedanken des Opfers und der Heiligung durchdrungen sein, die der Tod Jesu in uns auslöst. Und freilich sind diese Gedanken für Paulus eine Größe der Gegenwart, des zeitlosen Gottesgeistes, in die sich der Mensch immer versenken kann. Vom Menschen geht das Zugehörigkeitsgefühl aus; der Mensch muß in Christo sein wollen. Und dieses Ziel erreicht er nicht nur durch die Bemühung um ein ernsteres sündenfreies Leben, sondern mehr durch die Sehnsucht, die ihn in den Bereich der Liebeswirkung des Heilands führt. Die Liebe zu Christus bringt uns allein in innige Verbindung mit ihm; lieben aber können wir nur den, dessen Geisteswesen mit uns als gegenwärtige Kraft in Wechselwirkung treten kann. Das ist nicht Mystik, sondern die reine Aeußerung des Gebens und Nehmens im religiösen Gegenwartsgefühl. Dieses Gegenwartsgefühl wird uns aber am deutlichsten, wenn wir uns in die Tatsache von Jesu Kreuzes-

tod versenken. Hier wo der Tod des Leibes in das Leben des Geistes, wo die Zeit in die Ewigkeit überging, schlägt das Herz des christlichen Glaubens. Hier wird die Vereinigung mit einem Geistesleben möglich, das längst vergangen, uns im Gefühl unmittelbar und bis ins einzelne gegenwärtig ist aus unserem Verständnis für die Liebeskräfte dieses Lebens. So hört der Tod des Heilands auf, für den Christen eine trauervolle Tatsache zu sein; wohl aber birgt er für ihn mit der ernstesten Entscheidung auch die beglückendste Wirklichkeit. Im Tode Jesu treffen wir mit dem ganzen furchtbaren Ernst zusammen, den der Glaube an Christus von uns verlangt: die Bejahung, ob wir auch entschlossen sind zu dem gleichen Leben der Selbstentsagung und verzeihenden Liebe. Doch dieser Karfreitagsernst, dessen schwere Verantwortlichkeit uns jedes Jahr deutlicher werden soll, geht über in die Karfreitagsgewißheit, daß wir am Tode Jesu selbst in einen neuen höheren geistigen Zustand kommen können, gleich wie Jesus durch den Tod ins Leben ging.

Mit überschwenglichem Wort redet daher Paulus von der Neuschöpfung, die unser Selbst in Christus, in seinem Tod erfährt. „Das Alte ist vergangen, alles ist neu geworden." Im Zusammentreffen mit Christi Geist tritt in uns eine Umgestaltung ein, die sich nur mit der Verwandlung aus dem Tode in das Leben vergleichen läßt. Die Neuerscheinung, die uns Christus als Geisteskraft nach dem Tode darbietet, zeigt sich an uns und schon in unserem irdischen Dasein, wenn wir des Heilands Geistesart annehmen. Wir selbst sind dann neue Menschen, und das Dasein, das wir betrachtend leben, erscheint uns in neuem Licht. Nichts gibt es, was nicht durchstrahlt würde von unserem neuen Lebensinhalt. In Christo sein ist wirklich eine Umwertung aller

Werte, weil eine neue eigenartige und selbständige Lebensgestaltung sich aus unserem Wesen über die Umwelt verbreitet.

Der christliche Glaube hat diese Vereinigung des Frommen mit dem Geist des Christus als Wiedergeburt bezeichnet; er hat sich dabei an den Vorgang angelehnt, den er an seinem Heiland am Karfreitag erlebte und hat ihn mit unübertrefflichem Bild auf die Christusgläubigen übertragen. Damit wird der Christenglaube in eine Ursehnsucht des Menschenherzens überhaupt verankert: denn wo Menschen zu innerer Erkenntnis ihrer Unglückslage im irdischen Dasein gekommen sind, — und wir werden hier in der Gefangenschaft diese Erkenntnis doch gewiß billig haben —, ringen sie um ein neues Leben. Dieses neue Leben, aber freilich ein innerlich neues Leben, ist den Christen versprochen im Tode Jesu, nicht nur in der Nachfolge eines so reinen Vorbilds, sondern mehr und besser in der Gewißheit, daß das Zusammentreffen mit seinen ewigen unverlierbaren Geistes- und Gemütskräften uns innerlichst verwandelt und zu neuen Menschen macht. Herzliche Sehnsucht nach Wiedergeburt ergreift uns immer neu am Karfreitag, wenn wir über unser eigenes armes Leben hinauszukommen suchen. Aber angesichts des Todes Jesu gewinnen wir mehr als Sehnsucht: wir haben die Zuversicht, daß sein Wesen uns in seinem Todesgedächtnis Erlösung bringend und beseligend unmittelbar nahe ist.

Osterfreude.

Liturgischer Gottesdienst, Sonntag, 8. April 1917.

Vorspiel: Fuge von W. A. Mozart.

Choral: Das alte deutsche Osterlied „Christ ist erstanden".

Eingang: „Gelobt sei Jesus Christus, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat. Halleluja!"
Kurzes Gebet.

Choral: Wach auf, mein Herz! Die Nacht ist hin.

I. Die geistige Wirklichkeit der Auferstehung:

Schriftverlesung: Luc. 24 v. 13—35 Die Geschichte der Jünger von Emmaus.

II. Die Wirkung der Auferstehung auf die Nachgeborenen:

Ein altes Osterlied „Ein fröhlichs Gesang, unser lieben Frauen Osterfreud genannt" 1623 (aus H. Reimann „Das deutsche geistliche Lied" Bd. III).

Schriftverlesung: 1 Petr. 1 v. 3—9.

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten . . .

III. Die Osterbotschaft für uns heute:

Ostermotette von Rob. Schaab

Fauchzet Jesu, Fauchzt ihr Chöre

Ansprache über Joh. 16 v. 22:

„Christ ist erstanden von der Marter alle;
des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein."

Die herbe Freude des deutschen Frühlings, die nachdenkliche Zuversicht deutscher Herzen spricht aus diesem ältesten

Glaubenslied unserer Vorfahren. Vom Opfermut der Kreuzfahrer wurde es einst im fernen Osten gesungen und trifft heute unseren Sinn mit verwandtem Sehnsuchtsgefühl.

Doch Ostern ist ja Zeit der Erfüllung. So wurden die verzagten Jünger sicher, als ihnen die wunderbare Gewißheit sich erschloß, daß ihr Herr und Meister lebt und ihnen nahe bleibt. Unvergleichlich war das Erlebnis für die, die Jesus im Leben gekannt hatten, daß seine Macht sich ihnen so fühlbar kund tat als ob er noch mit ihnen wandelte. Nun gab es keinen Zweifel und keine Furcht mehr: ihr Herz brannte in ihnen von der Gewißheit des ewigen Lebens und Wirkens des Herrn. Ihnen ist der Herr wahrhaftig auferstanden.

Schwerer wird die Osterfreude denen, die nicht unter dem Druck eines so gewaltigen Erlebens ihren Glauben festigen können. Aber welche hinreißende Gewalt bietet uns doch noch der Verfasser des 1. Petrusbriefes in seiner großen Gottesanrufung. Die Auferstehung des Herrn steht bei ihm schon außerhalb der Geschichte; sie ist ein Geistesgeschenk, das dem Christen eine lebendige Hoffnung auf Wiedergeburt gibt. Es bedarf keiner Bestätigung durch Auge und Ohr mehr; die Gegenwart des Herrn hat sich erprobt und erwiesen in dem Glaubenseifer der ersten Christen, in der Ausbreitung der jungen Gemeinde. Christus ist wirklich mitten unter ihnen gewesen, in Zeiten der Not wie des stillen Arbeitens und Hoffens. So ist die Freude in die Christenheit gekommen, die Gewißheit, vom Geist ihres Herrn niemals verlassen zu sein. Denn jederzeit wird offenbar Jesus Christus, „welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubt, wiewohl ihr ihn nicht seht, und werdet euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude“ (1. Petr. 1 v. 8). Freudestrahlende Gewißheit leuchtet aus diesen Worten über

die ganze nachgeborene Christenheit. Christus nicht sehen und ihn doch lieben können: das ist der Sinn der Osterbotschaft, die uns freilich blendet.

Denn allerdings uns hat die Zeit den Osterglauben schwer gemacht, sie hat uns in jahrelanger Prüfung ernüchtert, daß wir an Freude nicht mehr recht glauben. Leben und Menschen haben uns keine Treue gehalten; das Häßliche des Daseins hat uns solange seine Fratze gezeigt, daß wir sie als die Wirklichkeit fast anerkennen möchten. Das Gute ist Schein, das Böse ist lebendig. Und sollte es nun Auferstehung all' des Rein-Geistigen, Edlen, Göttlichen geben, das wir einst ersehnten und das nun ausgerottet ist? Wahrhaftig Auferstehung des Leibes und des Geistes tut uns not; aber sie liegt uns so fern, fast über den Grenzen des Daseins, daß unsere Freude in Sehnsuchtswehmut erstickt.

I.

Der Evangelist Johannes hat seinem Heiland am Ende des Lebens ein Wort in den Mund gelegt, das aus der Fülle christlicher Liebe uns einen rechten Ostertrost gibt. Jesus sagt: „Ihr habt zwar jetzt Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen." Das ist eine feine Osterweissagung, die wir recht bis ins einzelne nacherleben können. Denn allerdings haben wir jetzt Traurigkeit, so viel, daß ich es meide, heute von ihr zu reden. Aber seit Jahren schon steht eine Hoffnung in uns geschrieben, die uns beglückt. Sie heißt „Wiedersehen!" Ich glaube, wir Gefangenen sind doch erst fähig zu begreifen, was Wiedersehen bedeutet. Heimatgefühl, neue Schaffenskraft, Gesundung, Auferstehung liegt für uns beschlossen in dem kurzen Wort. Der Wille zum

Wiedersehen hat uns hier immer neu unsere seelischen Kräfte erhalten, und aus der Heimat hat die Sehnsucht nach Wiedersehen uns geantwortet. Freilich manchem ist auch die Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehen genommen worden, und daraus entsteht uns die Mahnung, unsere Hoffnung doch nicht zu äußerlich zu fassen. Das Wiedersehen, das Jesus den Seinen versprach, war nicht irdisch gemeint, aber gerade dadurch war es entzogen den Zufälligkeiten des Daseins. Auch unsere Wiedersehenshoffnung muß sich zu Ostern erheben über das Zeitliche: denn im Wiedersehen wollen wir uns doch selbst finden. Je weniger Arme sich uns in der Heimat entgegenstrecken, um so mehr dürfen wir uns halten an ewige Arme, die uns Liebe bedeuten. Und es ist ein Osterruf vom Himmel, wenn Christus sagt: „ich will euch wiedersehen." Verlaß ist auf diesen Willen, der zeitliches Dasein mit unendlicher Fortwirkung verbindet. Unsere Wiedersehenshoffnung in der Zeitlichkeit ist ein Abbild der Einigungskräfte, auf deren Wert zur Seligkeit wir in Christi Auferstehung vertrauen.

II.

Und unser Herz soll sich freuen und niemand soll die Freude von uns nehmen! Wenn wir unsere Wiedersehenshoffnung ein wenig von den Aeußerlichkeiten, auch den Selbstsuchtsplänen unseres Kopfes zu lösen wissen, kommt dann nicht Freude über uns, die mit der Länge des Harrens nur wächst? Nur keine Sorge, daß wir zu spät kommen! Echtes Wiedersehen kennt kein Zuspät, es überbrückt Zeit und Raum, es gehört in seiner Innigkeit nicht mehr dem irdischen Leben an. Die Freude wächst in der Geduld, sie durchdringt unser Wesen, und unser Arbeiten. Wir sinnen und denken an die Zukunft, und unsere Freude wird gewisser, da sie unserem

Pflichteifer, unserer Arbeitsliebe, aber auch unserer Selbstbescheidung immer mehr verspricht. Aus harter Selbstüberwindung wird erst diese Osterfreude gewonnen, sie wird uns sicher in der Berührung mit Jesu Leben und Opfer, aus denen uns immer neu die Kräfte der Ausdauer und der stillen Geduld zuwachsen. Welches Glück besitzen wir doch auch heute und hier in der persönlichen Gewißheit, daß die Gedanken der Treue und Liebe, der Selbsthingabe und der Aufopferung in dem Leben der Menschheit unverlierbar sind. Nicht unsere eigene Zukunft wollen wir dahinein verankern; viel lieber wollen wir uns reich fühlen in den Schätzen, die das Ueberdauern der Jesusliebe uns lebendig erhalten hat. Die Auferstehung und Wirkung dieser Liebe erfüllt unser Herz zu Ostern mit Freude und knüpft unser eigenes entschwindendes Dasein an die unendliche Kette irdischen und himmlischen Liebeswillens.

So kann auch niemand, keine feindliche Gewalt, keine Leiden der Gegenwart diese Freude aus unserem Herzen reißen. Wir haben die Gewißheit der Auferstehung unserer eigenen Herzen; in ihnen regen sich die lang gepflegten Frühlingskräfte zu einer Lebensfülle, die wenn nicht schon heute, so bald zu einem vollen Osterbesitz sich gestalten wird. An der Treue und Liebe, die wir unserem besseren Selbst, die wir dem ewigen Geist des Heilands halten, wird uns unser höheres Leben mit seiner Pflichtbeglückung und seiner Zukunftsfülle gegenwärtig. Eine zarte und innige Verheißung der Heimat liegt über unserem Osterfest. Denn in die Opferbereitschaft für unser irdisches Vaterland schließt sich uns heute die Sehnsucht nach der Heimat der Geister, wo die Auferstehungskräfte der in Christus gebundenen Geisteswelt ihre ewige Stätte und ihr unendliches Wirken haben.

So wollen wir auch an diesem Osterfest in fröhlicher Gewißheit leben und uns stärken für die Zukunft am Wort unseres Herrn: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16 v. 33).

Ostermotette, Schlußchor.

Gebet, Choral, Segen.

Nachspiel: Beethoven, Adagio des Nachtigallen-Quartetts.

Sieg der Liebe.

Pfingstsonntag, den 27. Mai 1917.

Die liturgische Pfingstfeier verfolgt die Absicht, die Doppeltheit des heiligen Geistes in Natur und Menschenwelt darzustellen und zu verknüpfen. Der Eingang besteht daher nur in einem fröhlichen Morgenlied und einem kurzen Gebet, dem sich unmittelbar die erste Schriftverlesung: Gott und Natur im alten Glauben, anschließt.

Der I. Teil umgibt den in der Mitte stehenden Chor „Pfingstmorgen" von Rheinberger, ein ganz auf Gottesfreude in der Natur gestimmtes kurzes Lied, mit zwei Lektionen:

Der alte Gottnaturgeist: Psalm 104.

Der neue Gottnaturgeist: der Sonnenhymnus des Franz von Assisi.

Den Uebergang zum II. Teil, der Feier des Gottesgeistes als Menschenumwandlung, gibt sinngemäß der Pfingstchoral „O heilger Geist, kehr bei uns ein".

Auch im II. Teil wird die Musik mit ihrem stärksten Religionsausdruck umbaut von doppeltem Redeteil. Im Mittelpunkt steht Schuberts „Pfingsthymne" op. 154 aus dem Todesjahr des Meisters; in streng kirchlichem Satz bringt

sie die Sehnsucht nach dem heiligen Geist zu ergreifender Bewußtheit.

Ihr voraus geht die Verlesung von 1. Kor. 2 v. 9—16. Diese Verse drücken die umfassende, durchdringende Macht der Gottesgeistoffenbarung aus und schließen Natur und Geist organisch universal zusammen.

Die der Hymne folgende Ansprache greift den 12. Vers des Paulustextes heraus, schließt sich aber an die ganze Korintherstelle an. Sie will den Dualismus zwischen Natur und Geist überwinden, indem sie zeigt, wie die aus dem heiligen Geist gewonnene Menschenliebe allein der Natur Erlösung bringen kann. Dabei erhält der Sonnenhymnus des Franz von Assisi die christlich beherrschende und allen Pantheismus ausschließende Stellung als vollendeter Sieg der Liebe.

Der Schluß der Feier baut sich dann auf einem kurzen Dankgebet mit dem letzten Vers des Pfingstchorals, dem Segen und einem Nachspiel auf, zu dem sich die Musik von J. S. Bachs Pfingstcantate besonders eignet.

Die Ordnung der Pfingstfeier.

Vorspiel: Mozart, Andante aus dem Quartett Nr. 13.
Choral: Morgenglanz der Ewigkeit.
Eingangswort und Gebet.

I. Teil.

Schriftverlesung: Psalm 104, v. 1, 10—15, 19—24.

Lobe den Herrn, meine Seele!
Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich;
Mit Majestät und Hoheit bist du angetan.

Du lässest Brunnen quellen in den Tälern;
Zwischen den Bergen fließen sie dahin,

Daß alle Tiere des Gefildes daraus trinken
Und das Wild seinen Durst lösche.
An ihnen wohnen die Vögel des Himmels,
Lassen aus den Zweigen heraus ihre Stimme erschallen.
Du feuchtest die Berge von oben;
Von der Frucht deiner Werke sättigt sich die Erde.
Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen,
Daß du Brot aus der Erde bringest,
Daß der Wein erfreue des Menschen Herz,
Daß seine Gestalt schön werde vom Oel
Und das Brot des Menschen Herz stärke.

Du hast den Mond gemacht, das Jahr darnach zu teilen;
Die Sonne weiß ihren Untergang.
Du machst Finsternis, daß es Nacht wird:
Da regen sich alle wilden Tiere;
Die jungen Löwen brüllen nach Raub
Und verlangen von Gott ihre Nahrung.
Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon
Und legen sich in ihre Höhlen.
Dann geht der Mensch aus an sein Werk
Und an seine Arbeit bis zum Abend.

Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel!
Du hast sie alle weislich geordnet
Und die Erde ist voll deiner Geschöpfe.

Chor: „Pfingstmorgen" von Rheinberger.

Lektion: Franz von Assisi „Sonnenhymnus", gekürzt.

„Gelobt sei, mein Gott, mit allen Deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit unserer Frau Schwester, der Sonne,
Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht.
Und sie ist schön und strahlet mit großem Glanze;
Von Dir, o Höchster, ist sie ein Sinnbild.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsere Brüder, den Mond und die Sterne;
Am Himmel hast Du sie gebildet so klar und funkelnd und schön.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsern Bruder, den Wind,
Und durch die Luft und die Wolken und jegliches Wetter.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsern Bruder, das Wasser,
Das sehr nütz ist und demütig und köstlich und keusch.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsern Bruder, das Feuer,
Durch das Du die Nacht erhellst.
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsere Schwester, die Mutter Erde,
Die uns versorgt und ernährt
Und viele Früchte ans Licht bringt und bunte Blumen und Kräuter.

Gelobt sei, mein Gott, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein lebendiger Mensch entrinnen kann.

Komm, heiliger Geist! Erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe. Halleluja!

II. Teil.

Choral: O heilger Geist, kehr bei uns ein!

Schriftverlesung: 1. Kor. 2 v. 9—16.

„Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat
und in keines Menschen Herz gekommen ist,
das Gott bereitet hat, denen die ihn lieben."

Uns aber hat es Gott offenbart durch seinen Geist;
Denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.
Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist,
ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?

Also auch weiß niemand, was in Gott ist,
ohne der Geist Gottes.

Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt,
sondern den Geist aus Gott,
daß wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist.

Welches wir auch reden,
nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann,
sondern mit Worten, die der heilige Geist lehrt,
und richten geistliche Sachen geistlich.

Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes;
Es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen;
Denn es muß geistlich gerichtet sein.

Der geistliche aber richtet alles, und wird von niemand gerichtet.
Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt?
Oder wer will ihn unterweisen?

Wir aber haben Christi Sinn.

Chor: Schubert „Pfingsthymne":

Komm, heilger Geist! Erhöre unser Flehen!

Ansprache über 1. Kor. 2. v. 12.

„Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist aus Gott, damit wir wissen, was uns Gott geschenkt hat."

Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen. Obwohl wir in unserer Weltabgeschiedenheit von dem Zauber der Natur in dieser Jahreszeit herzlich wenig verspüren, können wir doch gar nicht anders als uns heute in die herrliche Gottesnatur hineinträumen, in die Fülle ihrer Schönheit verkündenden Formen und Farben, in die Menge ihrer früchteversprechenden Kräfte. Welche Freude, diese Ausbreitung des Naturseegens als Gottesgabe zu erleben! Und so ist es begreiflich, daß das christliche Fest der Geistesausgießung zugleich Gedanken der Gottesfreude in der Natur beherbergt und den Gottesgeist in seinen Schöpferwerken bejubelt, wie der Psalmist es ausgeführt hat.

Aber es scheint, als ob sich dabei christliches Gefühl und

Naturgefühl zu einer etwas voreiligen Vereinigung zusammengefunden hätten. Denn die Natur kann uns zunächst durchaus nicht als ein Ausdruck des Gottesgeistes erscheinen: wie geistlos und widergöttlich zeigt sie sich in ihrer massenhaften Verschwendung von Blüten und Keimen, in der zwecklosen Zerstörung hoffnungsvoller Triebe, in einer grausamen Auswahl von durchaus nicht den Tüchtigsten zum Ueberleben, in der sinnwidrigen Vernichtung der vorzüglichsten Kraftträger durch Katastrophen und Naturgewalt. Und der Mensch als Stück Natur wird in diese Erscheinung geistloser Vernichtung mit hineingezogen: ob er den ihm feindlichen Naturkräften anheimfällt oder die in seinen Dienst gezwungenen Gewalten zur gegenseitigen Vernichtung im mörderischen Krieg benutzt: es ist der gleiche sinnlose Vorgang, der der Natur und dem Menschen in ihr das Vorrecht jeder Vernunft, jeden Zweckes zu nehmen scheint, geschweige daß man in alledem von Gottesgeist reden könnte.

Daher hat das Christentum in seinen klassischen Vertretern die Natur und den natürlichen Menschen als einen Gegensatz zu Gott empfunden. Die Welt hat nichts mit Gott zu schaffen, und die Christen „haben nicht den Geist der Welt empfangen", wie Paulus es in unserem Textwort ausspricht. Aber auch mit dieser gewaltsamen Scheidung ist uns nicht Genüge getan: denn Gott sollen wir als Herrn der ganzen Welt, auch der Natur, auch des Menschengeschlechts mit allen seinen bösen und guten Taten denken. Und gerade der Pfingstgeist ist uns doch das Zeichen der Universalität unseres Glaubens, daß sich alles, was die Welt hervorbringt und trägt, in den einen Gnadenwillen Gottes, in seine allumfassende Geistmitteilung einschließt. So fordert unser Pfingstglaube unverbrüchlich Gottes Geistoffenbarung in der Gesamtheit

unseres Daseins; zugleich aber fühlen wir den Widersinn dieser Forderung, da uns das natürliche Leben gerade heute so schwer mit seiner Geistlosigkeit und Gottentfremdung belastet. Daher fragen wir uns mit Recht, wie uns denn der Pfingstgeist zu einem einheitlichen Verständnis des Lebens verhilft.

I.

Der Apostel Paulus gibt uns in unserem Text auf diese Frage eine so einfache und verständliche Antwort, daß sie uns fast des langen Ueberlegens zu entheben scheint. Er sagt: „Wir haben den Geist aus Gott empfangen, damit wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist.“ Daraus wird klar, daß der Pfingstgeist eine Erkenntnisbereicherung sein muß. Und diese Erkenntnis muß eigener Art sein, da unser natürliches Wissen und Verstehen uns vielmehr in Gegensatz zu Gott bringt. Alle unsere Naturwissenschaft, alle philosophische Ueberlegung könnte uns nur immer deutlich erkennen lassen, wie Welt und Gott nicht zusammenpassen.

Daher meint der Apostel hier allerdings eine Geistmitteilung, die auf anderem Grunde aufbaut. „Uns hat es Gott offenbart durch seinen Geist; denn der Geist erforscht alle Dinge“ (v. 10). Eine Offenbarung ist aber keine natürliche Verstandserkenntnis, sondern eine uns auf höheren Standpunkt erhebende Einsicht. Und diese Einsicht aus Gottes Geist klärt uns zunächst nicht über die Natur der Welt, sondern über unsere eigene Natur auf.

Es ist eine ganz allgemeine Erfahrung, daß alles höhere Denken und Erleben zunächst den Menschen selbst zum Gegenstand haben muß. Der naive Mensch wird wie ein Kind das Wichtige des Lebens in den Dingen außerhalb seines

Selbst ergreifen; die Blume auf dem Felde, der gaukelnde Schmetterling wird ihm begehrenswert erscheinen, und was seine Sinne mit wechselnden Eindrücken lockt, ist ihm göttlich. Der überlegende Kopf wird sich den Eindrücken der Sinne und der Außenwelt nicht so harmlos überlassen. Was will denn diese Natur, diese Welt von mir, daß sie mich unaufhörlich durch Auge und Ohr bestürmt, daß sie mich meiner Ruhe, meines Selbstbewußtseins beraubt? Ich schließe mich ab gegen sie: sie soll mich nicht beherrschen; ich will sehen, wer stärker ist, die Natur, die mich in meiner Körperlichkeit leben will, oder mein Geist, der sie erkennen will. Das ist die erste Offenbarung des Geistes im Menschen; sein Geist will ein Selbst sein, will selbständig und frei sein.

Wenn dem Menschen so die Freiheit von der Natur möglich ist und er sich seines Geistes bewußt wird, so wird ihm dabei nicht lange verborgen bleiben, wie schwach er als Geistwesen ist. Mag er sich über die Grenzen seiner Erkenntnis auch täuschen, mag er sich hineinträumen in den Wahn, daß seinem wissenschaftlich bewährten Denken das Unendlich-Kleine und das Unendlich-Große nicht entzogen bleiben werde, über eine Schwäche seines Geistes wird er nicht hinwegsehen können, über die Brüchigkeit seines Wollens und Handelns. Merkwürdig, daß der Menschengeist trotz seiner Gedankenfreiheit in seinen Taten zumeist naturgebunden bleibt; während sein Kopf der Natur das Gesetz gibt, legt dieselbe Natur seinem Willen die Verführung der untermenschlichen Triebe und Begierden auf; statt daß er bestimmt, wird er von der Natur bestimmt. So reicht sein Geist nur aus, um die Größe der menschlichen Anlage zu begreifen und dann in die Einsicht des Elends zu versinken, daß er aus eigener Kraft diese Anlage nicht ausbauen und vollenden kann.

Auf dieser Erkenntnis der menschlichen Geistesschwäche erhebt sich dem Christen erst das Verständnis von der Macht des Gottesgeistes. Nicht die Lockung der Natur redet ihm von Gott, sondern seine eigene Abhängigkeit, seine Qual und Not gibt ihm die Sehnsucht nach dem Geist der Befreiung und Erneuerung, den das Pfingstfest verspricht. Und das Geheimnis dieses Geistesgeschenks kleidet Paulus in die Worte der apokryphen Weisjagung: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben." Die späte Frömmigkeit des alten Bundes war sich schon klar darüber, daß dies neue Wissen, dessen der Mensch bedarf, auf der Sehnsucht der Liebe beruht. Wie tiefsinnig ist es, daß das Offenbarungswort die irdischen Sinne, Auge und Ohr, ja auch das Herz als Erkenntnismittel ausschaltet; der Geist Gottes entspricht nicht der Natur und er wendet sich nicht an den Menschen der Natur. Nur denen, die Gott lieben, werden die neuen Wissenskräfte gegeben, die sie über ihre Endlichkeit und ihre Naturgebundenheit hinausführen.

Dem entspricht auch der Gegenstand, der dem geistbegnadeten Menschen zu seiner neuen Erkenntnis gegeben wird: die Gottheit selbst. Der Vollgehalt des Pfingstglaubens schwingt in des Paulus' Wort: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit". So ist es klar, daß der Pfingstgeist keinen anderen Sinn hat, als die christliche Religion überhaupt, nämlich den Verkehr des Menschen mit Gott gewiß zu machen. Was will die Natur, und sei sie noch so prächtig, was will die Welt, und sei sie noch so verheißend, im Vergleich zu der einzigen Aufgabe, daß der Mensch einen Weg zu Gott finde. Nur zwischen zwei Grundgegebenheiten kann sich das Schicksal des Menschen abspielen, zwischen Men-

schenseele und Gott. Und jetzt ist es der Pfingstgeist, der die ewige Brücke von der seelischen Menschenart zu Gott schlägt. Der Geist erforschet die Tiefen der Gottheit, und auf des Menschen Liebe zu Gott antwortet Gottes Liebe. Das ist der Inhalt der Pfingstgewißheit, der alle Natur und Welt tief unter sich läßt.

II.

Damit sind wir aber über die Vorstellung des heiligen Geistes als nur einer Erkenntnisquelle hinausgekommen; wir haben gesehen, daß der Geist ein Liebesband zwischen Gott und Menschenseele webt. Und damit scheint uns allerdings dieser Geist aus der Natur und der Welt unendlich weit abzurücken. Denn wie sollten wir in der Natur die Liebe finden, die Güte und Gnade verspricht? Die Welt kennt diese Liebe nicht, sie gehorcht dem Naturgesetz ihrer Sinne; die Mächte des Geistes, die Treue halten, sind ihr fremd.

Wohl aber müssen wir annehmen, daß Gott seinen Geist der Liebe über alle seine Geschöpfe ausbreitet. Zwar kann die Natur nicht einen Gottesgeist zeigen, dessen Träger ihre Organe nicht sein können; aber der Mensch als Träger des Gottesgeistes hat die Liebe der ganzen Welt gegenüber, auch in der Natur zu bewähren. So entsteht die eigentümliche Umkehrung, daß der Fromme den heiligen Geist aus den Schöpfungen Gottes raunen hört, während er doch diesen Geist Gottes selbst in die Natur hineinlegte. Die neue Lebensansicht, deren sich der Christ in seinem Verkehr mit Gott bemächtigt, läßt ihn in der Welt Spuren der Gottesliebe auffinden, die er selbst in sich verspürt.

Aber mehr noch, es ist die Aufgabe des Christen, daß er als Träger des Gottesgeistes auch die Natur verwandle.

Er ist der Liebesbote Gottes, der wie zu seinen Brüdern auch zu der leidenden Kreatur gesandt ist, um ihr den Gnadenstrahl des Erbarmens zu vermitteln. Die Veredelung des eigenen Herzens durch den Geist der Heiligung muß sich auch an dem Weltbild des Christen zeigen. Niemals wieder hat der heilige Geist in einem Menschenherzen die köstliche Einfalt der Naturliebe so offenbart wie in dem Sonnenhymnus des Franziskus. Da ist die Natur aus der Kraft der Gottesliebe im Menschen zu Bruder und Schwester angenommen, und in einer unvergeßlichen Liebessehnsucht durchdringt die Heiligkeit einer leidgeadelten Menschenseele die Gesamtheit der Gottesschöpfung; sogar die feindlichste Naturmacht, der Tod, wird in das hingebende Zutrauen zu Gottes Güte freudig eingeschlossen.

Diese Pfingsthymne des wundersamen armen Nachfolgers Jesu ist unwiederholbar in der Christenheit; sie zeigt uns, wie die Natur für uns des heiligen Geistes voll werden soll. Paulus hat uns das gleiche Ziel mit einfachem und starkem Wort verkündet: „wir haben den Geist aus Gott, damit wir wissen, was alles uns Gott geschenkt hat.“ Und wir wissen nun, daß Gott uns zu Pfingsten nicht nur die ganze Welt mit allem was darinnen ist, sondern mehr noch ein liebeglühend Herz geschenkt hat, dessen Geisteskraft die Felsen beseelt und Leben und Natur mit Gott erfüllt. Daher wird uns zu Pfingsten aus dem Geist der Liebe die umfassende Einheit unseres christlichen Lebensbewußtseins gewiß, und Natur und Menschendasein schließen wir in die Ueberzeugung Luthers zusammen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge“ durch den heiligen Geist.

Gebet, Choral, Segen.
Nachspiel: J. S. Bachs Pfingstcantate.

PRESERVATION REVIEW

4/05 _____ _____

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Jesus

von

D. **Paul Wernle.**

Feldausgabe.

8. 1917. M. 3.—.

Zwei Brüder.

Feldpostbriefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von Dr. **G. von Rohden.**

Erstes Bändchen.

Leutnant Gotthold von Rohden.

Mit 3 Bildern. 6. und 7. Tausend.

8. 1918. M. 1.—. Gebunden M. 2.—.

Zweites Bändchen.

Leutnant d. R. Heinz von Rohden.

Mit 2 Bildern. 6. Tausend.

8. 1918. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Das 1. und 2. Bändchen in 1 Band gebunden M. 5.50.

Das Heilige.

Skizze zur Religionsphilosophie

von

Wilhelm Windelband.

Aus den „Präludien".

Feldpostausgabe.

8. 1916. M. —.40.

20% Verleger- und 10% Sortimenter-Teuerungszuschlag.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Hans Schmidt:

Vom Schlachtfeld nach Hause.

Erlebnisse eines Verwundeten
beim Durchbruch von Brzeziny.
Taschenformat. 1918. M. —.80.

Otto Baumgarten:

Christentum und Weltkrieg

8. 1918. M. 3.30, gebunden M. 4.50.

Paul Wernle:

Der evangelische Glaube.

I. Luther. Gr. 8. 1918. M. 8.—.
II. Zwingli. Gr. 8. **1919.** M. 10.—.
III. Calvin. In Vorbereitung.

Walther Koehler:

Zwingli.

(Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. 30./31.)
Klein 8. **1919.** M. 1.—, gebunden M. 1.30.

20% Verleger- und 10% Sortimenter-Teuerungszuschlag.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.